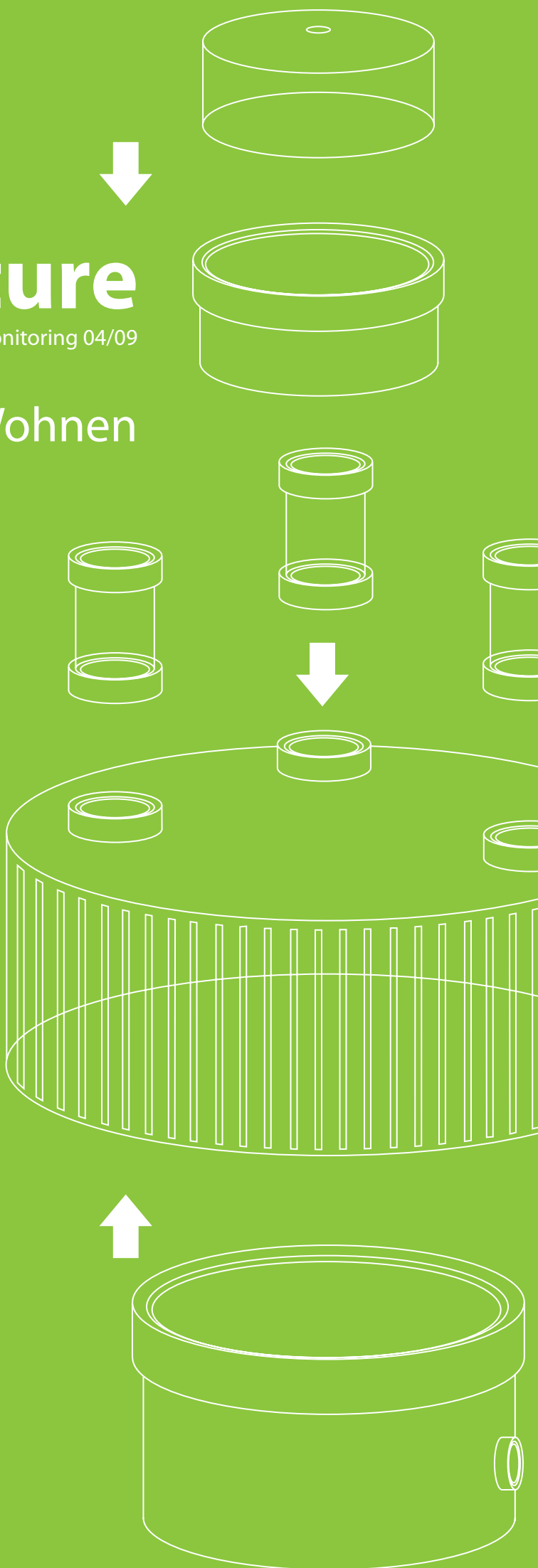


swissfuture

Magazin für Zukunftsmonitoring 04/09

Wohnen





Editorial

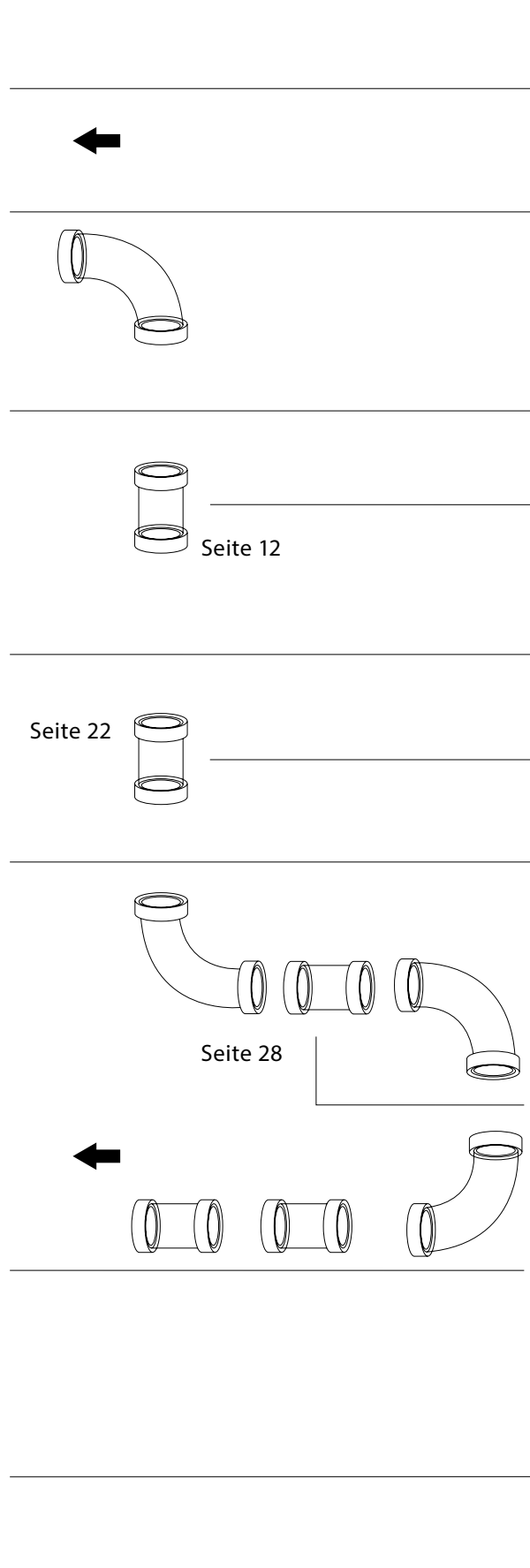
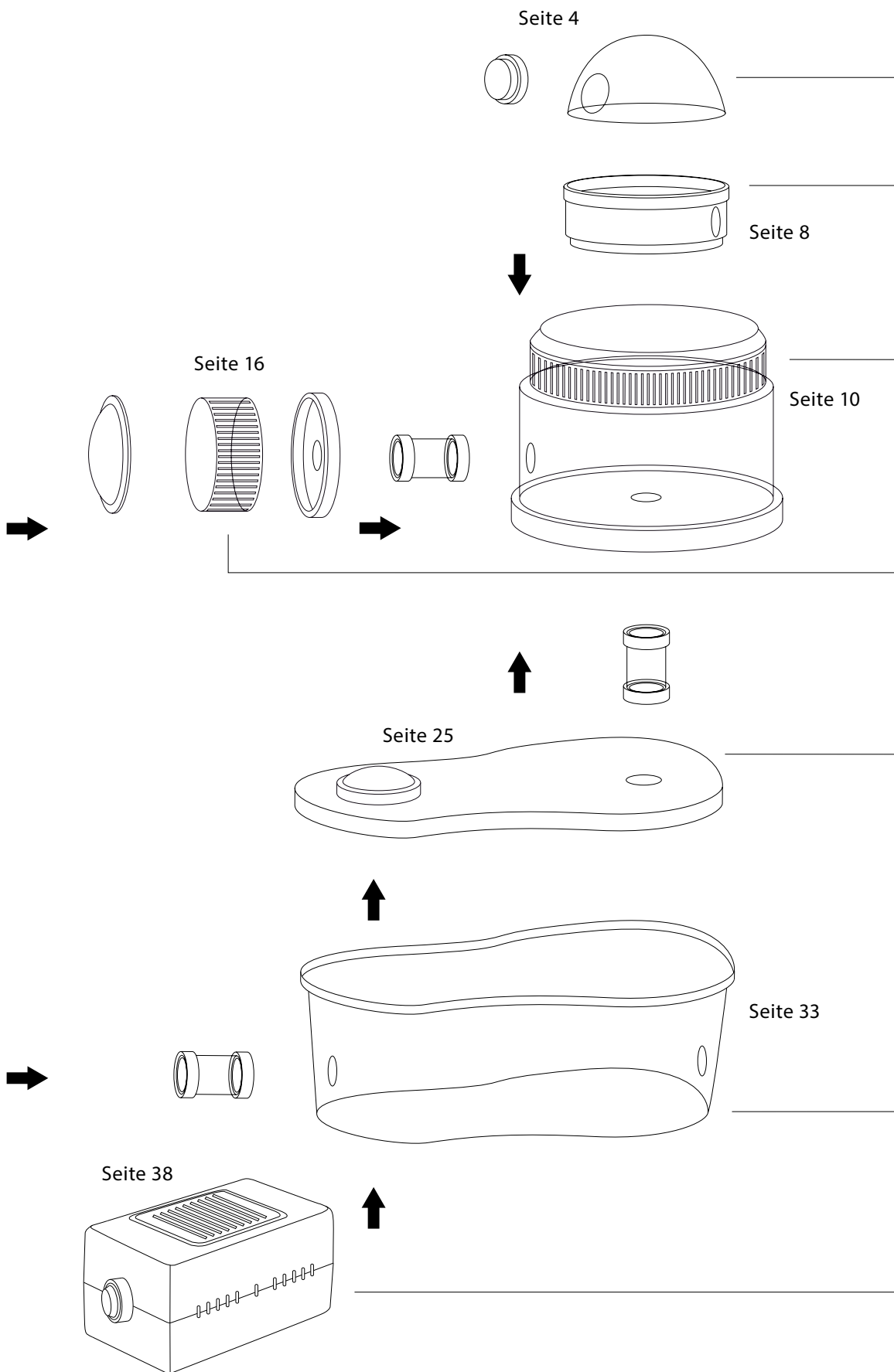
Was würde einem Anthropologen in 300 Jahren mehr offenbaren über unsere Kultur als die Gestaltung unseres Wohnraums? Die Art und Weise, wie wir Häuser bauen, Wohnräume strukturieren, die einzelnen Zimmer aufteilen und ihnen sich historisch ändernde Grössen, Bedeutungen und Funktionen zuschreiben, ob die Fenster ganz gross sind wie in Holland oder ganz klein wie in Andalusien, wie wir die Räume schliesslich einrichten, ob und mit welcher Kunst wir sie dekorieren – es sind kulturelle Hypostasen. Die Kleinwohnung der Arbeiterfamilie, das Stadthaus des Bildungsbürgertums, die ländliche Idylle, das urbane Loft und die Studenten-Wohngemeinschaft – all dies sind Objektivierungen gesellschaftlicher Identität. Wie verschieden diese Orte auch sind; sie befinden sich innerhalb einer Linie, die das Private vom Öffentlichen trennt.

Wie aber verhält sich dies in Zukunft? Wie werden wir in dreissig oder fünfzig Jahren wohnen? Bereits zum vierten Mal realisieren wir die Herbstausgabe des swissfuture-Bulletins mit Studierenden der Zürcher Hochschule der Künste. Wir haben soziodemografische Daten angesehen und uns überlegt, was die an unserer Jahrestagung am 17. September behandelte Zunahme der Langlebigkeit fürs Woh-

nen bedeuten könnte: Eine Studentin hat so genannte «Generationenhäuser» besucht – der These folgend, dass aus heutigen Nischen morgen Mainstream werden kann. Wir haben Trends extrapoliert – etwa die zunehmende soziale Mobilität oder die ökologische Nachhaltigkeit. Im Zusammenhang mit Letzterem hat eine Studentin drei innovative Wohnkonzepte untersucht, die dem inflationär verwendeten Begriff der Nachhaltigkeit auch gerecht werden. Werden sich diese Konzepte durchsetzen? Der interviewte Architekt Roderick Hoenig ist skeptisch: Die Erfolgsgeschichte des klassischen Einfamilienhauses spreche für sich. Wir haben aber auch utopische Positionen gefunden, etwa einen New Yorker Professor, der glaubt, dass in Zukunft Gemüsegärten an Hausfassaden angepflanzt werden. Oder einen deutschen Ingenieur, der meint, dass wir in einer Seifenblase leben werden.

Das Projekt mit den Studierenden gefällt uns sehr. Strecken, die erst als Text konzipiert wurden, sind in Bildwelten transformiert worden. Es findet ein fließender Übergang von Wort zu Bild statt. So hoffen wir, dass wir Sie mit dieser Ausgabe überraschen, unterhalten und natürlich zum Nachdenken über die Wohnzukunft anregen können.

Basil Rogger und Francis Müller



Inhalte

Multilokales Wohnen
Gerda Gaudenz

Wohnfakten
Patricia Schlienger

Immer in meiner Bananenschachtel
Catherine Heeb

Die ephemere Wohnmaschine
Paula Zscheischler

R128 – Eine Interpretation
Paula Zscheischler

Die Sky Farm – Ein vertikaler Acker
Gerda Gaudenz

Renaissance der Hochhäuser
Maja Nicolin

Alleine gemeinsam
Isabel Jakob

Intelligentes Wohnen
Marilena Abt

Wohnen im Science-Fiction-Film
Marilena Abt



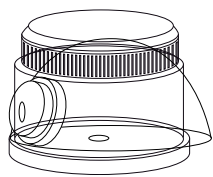
1



2



3



Multilokales Wohnen

Gerda Schulz

Multilokales Wohnen bezeichnet ein neues Phänomen: Das Pendeln zwischen zwei oder mehreren festen Wohnsitzen. Aufgrund soziologischer, wirtschaftlicher und kultureller Entwicklungen, wird das multilokale Wohnen eine Wohnform der Zukunft und konkurrenziert die Monolokalität ernsthaft. Ob wir uns damit aber dauerhaft vom Konzept der Sesshaftigkeit verabschieden werden, muss momentan noch offen bleiben.

«Wie Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie.» Was Johann Gottfried Herder bereits vor 150 Jahren zum Ausdruck brachte, könnte die moderne Architektursoziologie nicht treffender auf den Punkt bringen. Die eigenen vier Wände geben Einblick in unseren sozialen Status oder das Milieu, in dem wir leben. Was aber bedeutet es, wenn wir je länger desto mehr nicht mehr an einem, sondern an mehreren Orten gleichzeitig wohnen?

Auf dem Weg zu einer neuen Wohnbiographie

Die traditionelle Wohnbiographie folgt dem Familienzyklus, welcher sich aus den Phasen Familiengründung, Familienerweiterung, Schrumpfung und schliesslich Auflösung zusammensetzt. Dieses Modell, das auf den idealtypischen Annahmen der bürgerlichen Kleinfamilie westeuropäischer Prägung basiert, wird durch den demographischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Wandel immer mehr verändert. Aus beruflichen, persönlichen, finanziellen und familiären Gründen gibt es zunehmend Brüche oder Variationen im Familienzyklus (vgl. Tabelle).

All diese Veränderungsprozesse haben zur Folge, dass sich die traditionelle Wohnbiographie nachhaltig verändert. Die Anzahl Umzüge nimmt zu, die Intensität der sozialen Bindungen in der Kernfamilie wie im nachbarschaftlichen Wohnumfeld nimmt ab, hingegen nimmt die Aussenorientierung, insbesondere auch im virtuellen Raum, zu und es gibt häufiger Anlässe zur Neuorientierung.

Solche Wohnbiographien sind zwar nicht mehr geradlinig, aber immer noch monolokal. Neu hingegen ist das Phänomen, dass Menschen an mehreren Orten gleichzeitig leben können, ohne dass der eine dieser Orte ein Provisorium ist. Es scheint sich hier

nicht nur um eine Form der zunehmenden Mobilität zu handeln, sondern vielmehr um eine Multiplikation des «Zuhause».

Diese Entwicklung hängt von unterschiedlichen Faktoren ab. Der Arbeitsmarkt beispielsweise generiert zunehmend eine berufsbedingte Multilokalität: Menschen leben und wohnen parallel an einem Arbeits- und einem Familienort, und zwar längst nicht mehr nur als «Wochenaufenthalter». Das Phänomen lässt sich auch aus biographischer Perspektive betrachten. Unterschiedliche Lebenssituationen verlangen nach individuellen Lösungen der Frage nach dem Wohnsitz. Dies betrifft beispielsweise junge Erwachsene in einer Fernbeziehung, aber auch Scheidungskinder, die zwischen zwei Elternteilen pendeln oder Mitglieder von zwei oder mehreren Patchworkfamilien. Multilokales Wohnen betrifft nicht mehr nur privilegierte oder benachteiligte Minderheiten, sondern immer mehr auch alle anderen Teile der Gesellschaft. Um die Relevanz der Multilokalität genau bestimmen zu können, müssten quantitative und qualitative Studien gemacht werden. Dies ist aber auf Grund von Messungenauigkeiten und fehlenden Zahlenwerten nicht möglich. Einer der Gründe für die ungenauen Werte ist unter anderem, dass Nebenwohnsitze durch die Akteure häufig nicht angemeldet werden, sei es aus Unachtsamkeit oder zur Vermeidung einer Zweitwohnsitzsteuer.

Auch wenn uns genaue Zahlen im Moment noch fehlen, darf doch davon ausgegangen werden, dass das multilokale Wohnen ein Phänomen ist, das in naher Zukunft an Bedeutung gewinnen wird. Dies führt zu Fragen nach den Konsequenzen dieser Veränderungen für das Wohnen ganz allgemein, den Wohnungsmarkt, die Architektur, den Konsum. Sieben Thesen zum Abschluss:

1. Leerstehende Räume

Der Bestand an temporär unbewohnten und unbesetzten Wohnungen nimmt zu, weil sich der Wohnungsbesitzer vorübergehend an seinem anderen Wohnort aufhält. Dies kann zu einem Anstieg von Einbruchsdelikten führen, aber auch zu einem Aufschwung der Sicherheits-Industrie.

2. Flexible Grundrisse

Die Gestaltung von flexiblen Grundrissen wird die Architektur in Zukunft noch wesentlich stärker beschäftigen, als dies bereits jetzt der Fall ist. Räume müssen sich gleichzeitig und mit minimalem Aufwand wandeln und umgenutzt werden können.

3. Multifunktionalität der Einrichtungen

Wohnräume müssen multifunktionaler gestaltet und eingerichtet werden. Für Innenarchitekten und Designer wird sich ein neues Arbeitsfeld eröffnen, das sie vor neue Herausforderungen stellt: wie kann man zum Beispiel Wohnungen wachsen und schrumpfen lassen. Möbelstücke müssen praktisch, schnell und unkompliziert umgebaut werden können. Die Garderobe soll für das Wochenende um drei Haken verlängert werden können, der Esstisch muss für zwei Tage einer siebenköpfigen Familie Platz bieten, um dann wieder auf die Ansprüche einer Zweipersonenhaushaltung zu schrumpfen. Und aus dem Büro muss im Handumdrehen ein Teenagerzimmer für zwei heranwachsende Mädchen gezaubert werden können.

4. Virtualisierung des Zuhause

Je weniger man im realen Raum ein Zuhause hat, desto wichtiger wird das virtuelle Zuhause, das einem ein Gefühl von Geborgenheit, Sicherheit und Aufgehobenheit bietet: Die Bilddatenbanken, die Lieblingsmusik von i-Tunes oder der schnelle und unkomplizierte Kontakt mit Freunden über Mail, Skype oder Facebook ersetzen je

länger desto mehr das «Daheim». Die Programme, Applikationen und Websites mit derartigen Dienstleistungen werden sich rasant weiterentwickeln.

5. Mobility für Wohnungen

Weshalb sollen temporär ungenutzte Wohnungen leer stehen? Mobility für Wohnungen und Häuser würde die Möglichkeit bieten, Wohnungen mehrfach zu nutzen. So würden diese Wohnräume auch aus ökologischer Sicht optimal genutzt und die Mobility-Home-User würden einen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten.

6. Neuer Dienstleistungszweig: Housekeeper

Der Trend zum multilokalen Wohnen wird einen ganzen Blumenstrauß von neuen Dienstleistungsangeboten hervorrufen: Housekeeper werden sich auf dem Arbeitsmarkt positionieren und zu einem bedeutenden Erwerbszweig werden. Wer sonst soll denn das Instandhalten und die Sauberkeit der Wohnräume garantieren?

7. Die Grenze zwischen Hotellerie und Privatwohnungen wird sich verwischen

Gerade dieser neue oben erwähnte Dienstleistungssektor wird dazu führen, dass der Unterschied zwischen diesen beiden Wohnformen nahezu verschwinden wird. Das Privathaus oder die Privatwohnung mit dem Dienstleistungsangebot eines Hotels wird keine Exklusivität von Superreichen bleiben.

8. Neue Konsummuster

Multilokales Wohnen bringt es mit sich, dass zahlreiche Haushalts- und Einrichtungsgegenstände sowie Gegenstände des täglichen Gebrauchs mehrfach angeschafft werden müssen. Dies wird nicht nur neue Konsummuster, sondern auch neue Angebote und Angebotsstrukturen im Detailhandel hervorbringen. Ob sich der multilokal Wohnende seine Zweit- oder Drittausrüstung für den

«anderen Haushalt» im Brockenhaus zusammensucht oder bei ebay oder Ricardo ersteigert, ob er als markentreuer und designbewusster Lifestyle-Konsument all seine Lieblingsobjekte gleich zweimal kauft oder ob er durch den Zwang zum Mehrfachbesitz eine «M-Budgetisierung» seiner Existenz vornehmen muss – alles ist möglich und lebbar.

Fazit

Es liegt nahe, den Trend zum multilokalen Wohnen als Abkehr von der Sesshaftigkeit und als Rückkehr des Nomadentums zu interpretieren. Das würde aber zu kurz greifen, denn es geht nicht darum, die Kulturtechnik des Wohnens wieder an den Bedürfnissen einer Wanderexistenz auszurichten, die immer alles dabei haben muss und mobil und leicht transportabel organisiert ist. Multilokales Wohnen ist nicht gleich mobiles Wohnen. Wesentlich interessanter scheint es, das multilokale Wohnen als eine Konsequenz der grossen Megatrends Globalisierung und Flexibilisierung zu verstehen, die auch vor einer unserer ältesten Errungenschaften nicht Halt machen: dem Zuhause. Neben all den bereits skizzierten Trends wäre dann aber zu fragen, wie wir mit dem Zuhause, unserem Ruhepol und Ort der Einkehr umgehen werden, wenn er sich vervielfacht. Können wir an mehr als einem Ort zuhause sein? Dies wäre wohl eine Kulturtechnik, die wir erst noch zu erlernen und zu entwickeln haben.

**Kindheit im Haus(halt) der Eltern
Umzug wegen Scheidung oder beruflichen
Veränderungen der Eltern, Migration,
Patchworkfamilien**

**Ausbildung/ Studium am Wohnort oder
in der nächstgelegenen grösseren Stadt
Nationales und internationales
Ausbildungsangebot sowie
Auslandsemester oder Praktika**

**Arbeitsplatz am Wohnort oder in der
näheren Umgebung, «Lebensstelle»
Nationaler und internationaler
Arbeitsmarkt, zahlreiche
verschiedene Arbeitsstellen**

**Monogame Ehe, Familiengründung im
Einfamilienhaus mit ortsbezogenem
Lebensstil**

**Zahlreiche unterschiedliche Formen von
Lebens- und Wohngemeinschaften: Singles,
serielle Monogamie, kinderlose Paare,
Alleinerziehende oder Patchworkfamilien,
berufliche Veränderungen mit Ortswechsel,
Zweitwohnungen, Wochenendbeziehungen,
Trennungen Scheidungen**

**Nach Auszug der erwachsenen Kinder
bleiben Eltern in ihrer
gewohnten Umgebung.**

**Nach Auszug der erwachsenen Kinder wird
die bisherige Wohnform zu gross, zu teuer
und zu aufwändig, eher lose Bindungen
zur Umgebung.**

**Familie eines Kindes zieht ein
Wahlverwandtschaft gesucht,
städtischer Lebensstil**

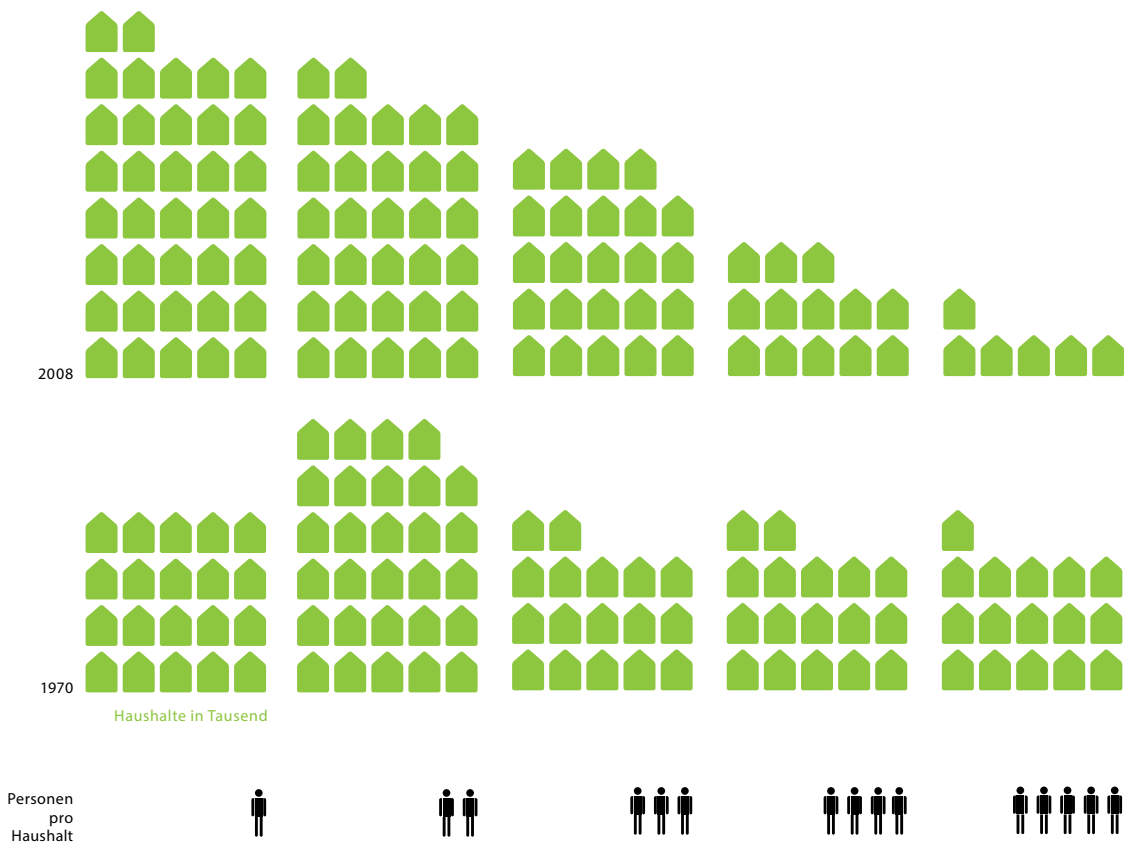
**(Schwieger-)Tochter übernimmt Pflege
Nutzung von ambulanten
Betreuungsdiensten,
betreutes Wohnen, Pflegeheim**

Quellen

Sennett, Richard (2000): Der flexible Mensch.
www.gdi.ch
www.multilokale-haushaltstypen.de
www.welt.de
Multilokales Wohnen im Spannungsfeld zwischen Mobilität und Sesshaftigkeit
Nicola Hilti ETH Zürich, ETH Wohnforum
The Power of Places: Wohntrends 2020
Editorial Matthias Horx und Eike Wenzel

Bilder:
1-3 Eduard Böhlingk, «Markies» (prototyp) 1986-95; Architectenbureau Böhlingk, Maasland, the Netherlands. www.bohtlingk.nl

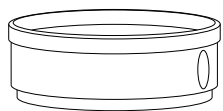
- Traditionelle Wohnbiographie
- Moderne Variationen



Das Bundesamt für Statistik hat 2008 erstmals Haushaltszenarien für die Schweiz veröffentlicht. Die Prognosen basieren auf Bevölkerungsszenarien des Jahres 2005, sowie den Ergebnissen der letzten eidgenössischen Volkszählungen und zeigen eine mögliche Entwicklung bis 2030 auf.

Glaubt man den Prognosen, wird die Zahl der Privathaushalte weiter steigen (20%). Die Anzahl der darin wohnenden Personen steigt jedoch lediglich knapp um die Hälfte (9%), wonach deutlich ein Trend zu kleineren Haushalten, sprich Ein- bis Zweipersonenhaushalte zu erkennen ist.

Damit scheint die Familie zu einem vom Aussterben bedrohten Haushaltsmodell zu werden. Auch wenn das Leben in der Familie immer noch den grössten Teil der Privathaushalte der Schweiz ausmacht, ist ihr Vorkommen deutlich weniger stark ausgeprägt. Gründe dafür sind beispielsweise der demografische Alterungsprozess, das höhere Heiratsalter, das Beibehalten des Wohnsitzes trotz Partnerschaft sowie die steigende Zahl der kinderlosen Ehepaare und die hohe Scheidungsrate.



Wohnfakten

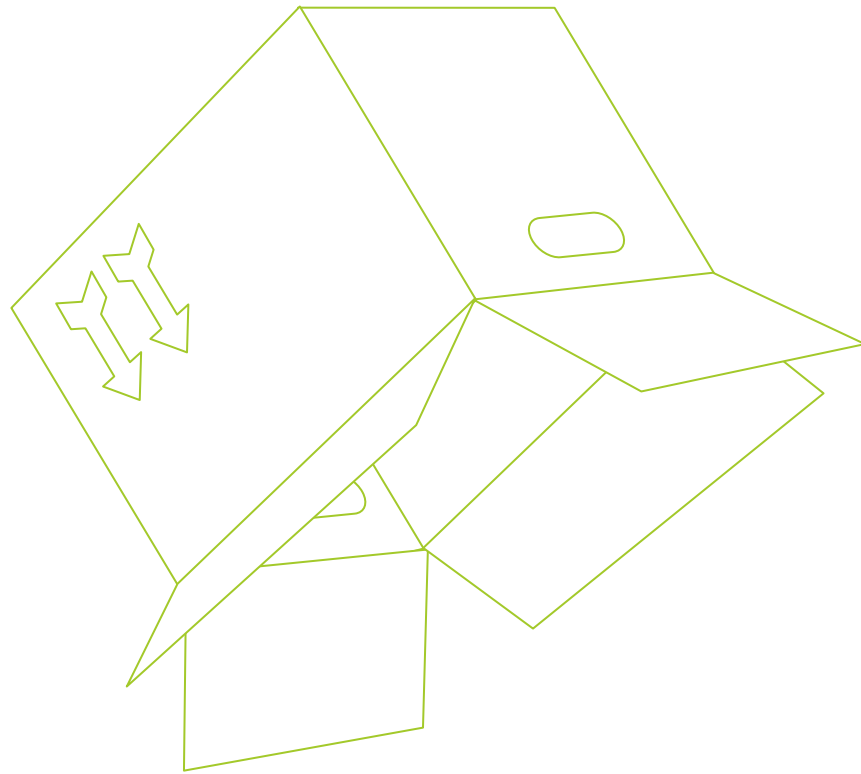
Patricia Schlienger

Immer weniger Personen brauchen immer mehr Platz. Der Wohnflächenbedarf stieg in den letzten zwei Jahrzehnten jährlich um einen halben Quadratmeter pro Bewohner. Parallel zur steigenden Wohnfläche sank die Belegungsdichte markant.

Quellen

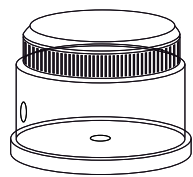
Bundesamt für Statistik Schweiz. 2009. Demografisches Verhalten der Familien in der Schweiz 1970 bis 2008. Neuchâtel.
 Bundesamt für Statistik Schweiz. 2008. Haushaltsszenarien - Entwicklung der Privathaushalte zwischen 2005 und 2030. Neuchâtel.
<http://www.bfs.admin.ch>
<http://www.bafu.admin.ch>

Grafik:
Angela Schmidt



- | | |
|--------------------|---------------------------------------------------------------------------------------|
| Studentin, 27 | Meine Truhe – ein Geschenk meiner Eltern
Zürich (2x) |
| Primarlehrerin, 25 | Mein antiker Stuhl vom Flomarkt
Aargau (5x) – Zürich |
| Rentnerin, 85 | Mein Buffet mit Esstisch
Italien (2x) – Zürich (4x) – Australien |
| Journalist, 43 | Meine Kommode – ein Geschenk meiner Mutter
Basel – Zürich (5x) – St. Gallen |
| Informatiker, 23 | Meine elektronischen Geräte
Thun – Zürich |
| Studentin, 23 | Mein Koffer
München (4x) – Paris (2x) – Zürich |
| IT-Spezialist, 47 | Nichts
St. Gallen (3x) – Thurgau (3x) – Zürich (7x) – Reutlingen |
| Studentin, 21 | Mein Schreibtisch
Berlin – Zug (2x) – London – Zürich (2x) |
| Primarlehrerin, 28 | Mein Expedit
St. Gallen (2x) – Bern (2x) – Bristol – Zürich |

- Was ist immer mit dir umgezogen?
- Wohin ging die Reise jeweils?



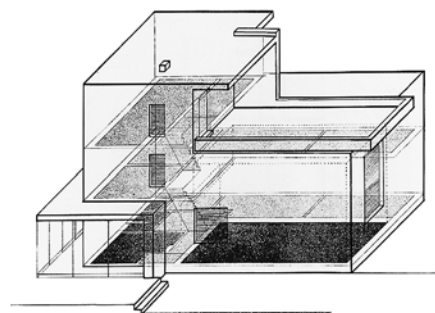
Immer in meiner Bananenschachtel
Catherine Heeb

Ob aus beruflichen, privaten, wohntechnischen oder beziehungsorientierten Gründen; die Umzugsmobilität hat in den letzten Jahren stark zugenommen. Jeder fünfte Zürcher wechselt gemäss Statistik Stadt Zürich im Verlauf eines Jahres die Wohnung. Wir haben Passanten am Helvetia- und Limmatplatz sowie am St. Galler Bahnhof gefragt, auf welches Wohnutensil sie auf keinen Fall verzichten konnten und könnten.





1



2



3



4



5

«Wir bauen so, dass unsere Habitate ewig stehen könnten, dass sie aber auch, wenn sie morgen für als nicht richtig befunden würden [...], mit Anstand von dieser Welt verschwinden können.»

Ein Ausspruch Werner Sobeks, der sich mit seinem Projekt-Büro vom Dauerhaftigkeitsanspruch in der Architektur verabschiedet hat. Sobek ist ein deutscher Avant-garde-Ingenieur und gilt als einer der wichtigsten Architekten der Gegenwart. Er entwirft multifunktionale «Ein-Räume», in denen alles Überflüssige verschwindet. Kein Platz mehr für Kram und Staubfänger, Unwichtigkeiten werden hier besonders augenfällig. Man könnte es als eine Art asketisches Wohnen beschreiben.

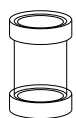
Eines seiner aktuellen Projekte ist der ephemere Wohnkörper R 129. Sobek wird wohl noch fünf Jahre an diesem experimentellen, blasenförmigen Gehäuse arbeiten. Dieses verzichtet radikaler als zuvor auf jeglichen Überfluss. Er nennt es «die Suche nach dem Leben in einer Seifenblase oder der perfekten Sphäre.»

Im Sandkastenalter hat der Architekt bereits visionäre Gedanken gehabt: «Schon als kleiner Bub habe ich vom Wohnen in einer Seifenblase geträumt, so dass ich im Grunde genommen durch eine immaterielle Membrane von der Umwelt getrennt vollkommen mit der Umwelt vereint sein kann. Die Sterne über mir, die Sonne und die Tiere um mich herum.» Im Körper R 129 existiert nichts mehr. Der Bewohner wird eins mit seiner Umwelt. Es ist ein extremes Statement, das Sobek abgibt, um zu zeigen, dass es noch etwas anderes gibt, als mit veralteten Bauweisen immer wieder Häuser einzuweihen und zu beziehen. Mit der Studie am R 129 zeigt Sobek einen Ausweg aus einer Ambivalenz:

Eine Behausung schützt uns vor der Natur, sie trennt uns jedoch zugleich auch von ihr. Das raumschiffartige Gebilde aus Glas erweckt die Illusion, man wohne direkt in der Natur. Im Grunde Rückzugsort und gleichzeitiges Vereinen mit der Umgebung. Der Glascocoon lässt sich per Knopfdruck verdunkeln, so dass das urmenschliche Bedürfnis nach Höhlenbehausung hergestellt werden kann.

Heutige Wohngebilde sind vernetzte Weltinseln. Auch wenn sechzig Prozent der Haushalte in Metropolen der westlichen Welt von Alleinlebenden geführt werden, hat sich das Alleinsein durch eben diese Vernetztheit fast vollkommen aufgelöst. Technologische Entwicklungen, die in anderen Bereichen selbstverständlich sind, haben bisher trotzdem kaum Einzug in unser Wohnen genommen.

Sobek macht dazu einen radikalen Gegenentwurf, um zu zeigen, was möglich ist. Er fragt sich: «Warum gibt es denn nicht einfach Grundrisse, die man jetzt so und nachher so nutzen kann, indem man beispielsweise die Möbel wegdrückt? Und wo eine Küche eben dann eine Küche ist, wenn man sie benötigt; ansonsten ist sie weder da noch eine Küche.» Solche und ähnliche Tendenzen sind aber weder auf Möbelmessen noch im Bauwesen zu beobachten. Das Haus, die Eigentumswohnung oder das Urlaubsdomizil ist im Normalfall die grösste Investition, die eine Person Zeit ihres Lebens tätigt. Das bedeutet, dass es umso notwendiger ist, dass veränderte Rahmenbedingungen in die Visionen eines Wohnens von Morgen mit eingebaut werden. Hier liegt Sobeks Meinung nach die wahre Revolution der Wohnformen. Dann müsste es Häuser aus Stoff geben. Vorkonfektioniert. Dieser wird dem Gebäude dann wie ein



Die ephemere Wohnmaschine

Paula Zscheischler

Werner Sobek arbeitet seit sechs Jahren an einer transparenten Blase. Sie trägt den Namen R 129 und ist bewohnbar. Es gilt individuelle Bedürfnisse mit allgegenwärtigen Problemen im Wohnungsbau zu verbinden. Was nicht mehr gebraucht wird, sollte auch wieder problemlos verschwinden können. Und das ganz ökologisch. Welche Möglichkeiten haben wir in Zukunft im Eigenheim, um diesen Ansprüchen gerecht zu werden, und was hat Le Corbusier damit zu tun?

Kleid angezogen. Für Furore in der zeitgenössischen Architekturdiskussion hat allerdings der Vorgänger des R 129 gesorgt. Im Jahr 2000 wurde das Glashaus R 128 (das Gebäude befindet sich in der Römerstrasse 128 in Stuttgart) fertig gestellt.

In diesem Bau werden drei Komponenten in Einklang gebracht: der Einsatz avancierter bau- und haustechnischer Möglichkeiten, der Anspruch auf ökologische Nachhaltigkeit und die Schaffung eines architektonischen Raumerlebnisses. Der viergeschossige Glasbus demonstriert die Machbarkeit eines solchen Wohnkomplexes, nachdem vorangegangene Versuche, die ästhetische Faszination mit der technisch-funktionalen Problematik in Einklang zu bringen, gescheitert sind.

Durch Edelgas in den Scheibenzwischenräumen entsteht ein hoher Wärmeschutz. Strom wird durch eine Solaranlage auf dem Dach erzeugt und ein computergesteuertes Energiekonzept sorgt dafür, dass die in das Haus eingestrahlte Sonnenenergie über wasserdurchflossene Deckenelemente absorbiert und in einen Wärmespeicher geleitet wird. Im Winter kehrt sich dieses Prinzip um und die Deckenelemente werden zu Heizkörpern. Damit hat Sobek die klimatechnischen Probleme des Glashauses behoben. Er hat sogar ein Passivhaus, ein vollständig sich selbst versorgendes Gebäude, geschaffen.

Die gesamte Konstruktion lässt sich zudem noch sehr leicht abbauen und wiederverwerten. Türgriffe, Lichtschalter und sogar der Wasserhahn funktionieren über Sensortechnologien. Das heisst über Bewegungsmelder, Voice-Control oder Touchscreens. Allseits längst etablierte Technologien will der Architekt damit in seiner Bauweise integrieren. Auch wenn das Wohnen noch immer ein sehr konservatives Feld ist,

sich über Geschmack und Wohnatmosphäre streiten lässt, so ist jedoch das R 128 zweifellos ein wichtiges Projekt für die Moderne und ein Impuls, um über das zukünftige Bauwesen nachzudenken.

Die Idee einer in sich geschlossenen Einheit oder auch «Ein-Raum» wie bei Sobek, stammt nicht aus dem 21. Jahrhundert. Bereits Walter Gropius beschäftigte sich neunzig Jahre zuvor mit dem «Baukasten im Grossen». Er suchte nach einer Lösung für die Ambivalenz zwischen «grösstmöglicher Typisierung und grösstmöglicher Variabilität» Gropius spricht auch vom Denkbild des Wohnorganismus. Dieser hat die Funktion, prinzipiell erweiterungsfähig zu sein. Dennoch ist jedes einzeln für einen bestimmten Typus geschaffene Element bereits eine in sich abgeschlossene Einheit. Leben erhält sie durch gegenseitige Beziehungen und Durchdringungen.

Einleuchtender als der «lebendige Organismus» mutet der von Le Corbusier erschaffene und von Zeitgenossen viel diskutierte Begriff der «Wohnmaschine». Durch neue technische Voraussetzungen wird ein Baukasten im Grossen erschaffen, aus dem sich je nach Kopfzahl und Bedürfnis der Bewohner verschiedene Wohnmaschinen zusammenfügen lassen.

Sowohl Wohnmaschine als auch Wohnorganismus bezeichnen den Gedanken des «wachsenden Hauses». Zu Gropius' und Le Corbusiers Zeiten ging es um die Überwindung der Wohnungsnot in der Nachkriegszeit. Eindeutig stand der Gebrauchswert von Architektur gegenüber ästhetischen Präferenzen im Vordergrund. Mit derartiger Pragmatik hat sich vor allem Le Corbusier Widerracher geschaffen, als er das Wohnen profanierte und propagierte: «Das Haus ist eine Maschine zum Wohnen.

Bäder, Sonne, heisses und kaltes Wasser, Temperatur, die man nach Belieben einstellen kann, Aufbewahrung von Speisen, Hygiene, Schönheit durch gute Proportionen. Ein Sessel ist eine Maschine zum Sitzen usw.: Maple hat den Weg gezeigt. Die Waschbecken sind Maschinen zum Waschen: Twyford hat sie erfunden.»

Trotzdem hat er es geschafft, die Architekturgeschichte zu revolutionieren. Das Haus, das sich den Bedürfnissen seines Bewohners anpasst und ihm das Leben so einfach wie möglich gestaltet, wird im Augenblick wieder viel diskutiert. Eine passive Wohnmaschine, welche mit Technologien versehen ist, die unseren Alltag bestimmen und ohne die wir kaum noch existieren könnten. In gewisser Weise stellt sich Sobek in die Wohnmaschinentradition von Le Corbusier, der mit dieser Begrifflichkeit die Funktionalität und Effizienz eines Wohnraums in den Vordergrund stellte, ganz im Gegensatz zu traditionellem Verständnis des trauten Heimes.

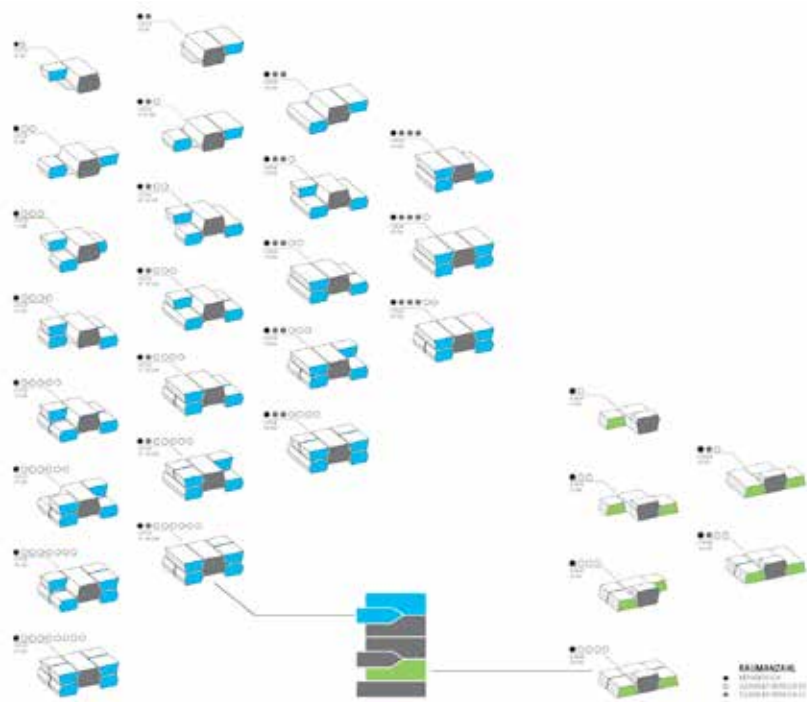
Ob sich das Leben bald in Glascoons abspielt, wird die Zukunft zeigen. Vielleicht tragen wir bald unser Obdach aus wiederverwertbarem, imprägniertem und klarsichtigem Zellstoff in der Hosentasche. Oder das Gebäude wird zu einem beweglichen Element, das sich automatisch unseren emotionalen Bedürfnissen anpasst. So als wäre seine Existenz kaum wahrnehmbar, lediglich der Zweck würde erfüllt. Gegenentwürfe für ein neues Verständnis des Bauens brauchen wir. Und wir haben sie auch schon vor neunzig Jahren gebraucht, als Le Corbusier, als einer der einflussreichsten Architekten des 20. Jahrhunderts, die Wohnmaschine entwarf. Damals sollte die Wohnmisere gelöst werden, mensch-

liche Bedürfnisse und funktionale Aspekte standen im Vordergrund. Heute müssen wir uns erneut fragen: Welche Bedürfnisse werden wir in Zukunft haben und wie sind sie mit externen Einflüssen, beispielsweise veränderten Umweltbedingungen oder dem Umgang mit Ressourcen vereinbar.

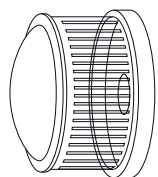
Quellen

Postillone, Gennaro (2004). Hundert Häuser für hundert europäische Architekten des zwanzigsten Jahrhunderts. Taschen. Köln.
Müller, Ulrich (2004). Raum, Bewegung und Zeit im Werk von Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe. Akademie Verlag GmbH. Berlin.
Le Corbusier (1963). 1922 - Ausblick auf eine Architektur. Berlin.
Le Corbusier. Kommende Baukunst. französische Originalausgabe Vers une architecture. Paris 1923.
<http://www.dradio.de>
<http://www.wernersobek.de>
<http://www.bdada.de>

- Bilder:
- 1 Georges H. Marcus (2000). Le Corbusier, Im Inneren der Wohnmaschine Schirmer und Mosel Verlag. München. S. 62.
 - 2 Müller, Ulrich (2004). Raum, Bewegung und Zeit im Werk von Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe. Akademie Verlag. Berlin. S. 72.
<http://archleague.org>
 - 3 Postillone, Gennaro (2004). Hundert Häuser für hundert europäische Architekten des zwanzigsten Jahrhunderts. Taschen. Köln. S. 364.
 - 4 <http://www.nzz.ch>
 - 5



1



R128 – Eine Interpretation

Paula Zscheischler

Anhand des Sobekschen Wohnhauses R 128 zeigt der Architekt Matthias Rippmann, wie sich eine Gebäudekonfiguration jederzeit den Wünschen und Bedürfnissen seiner Bewohner anpassen kann. Rippmann nimmt Stellung zu Fragen des Wohnens von morgen:

Zukunftswohnmaschine, was stellen Sie sich darunter vor?

Der von Corbusier geprägte Begriff der Wohnmaschine diente vor allem seinen Kritikern als Schlagwort, welches mit maschinentypischen Eigenschaften wie dem monotonen Rhythmus wiederkehrender Prozesse oder mit Begriffen wie Leistung und Arbeit verknüpft wurde. Corbusier selbst sah in ihr ein architektonisches Pendant zu damaligen High-Tech-Produkten. Flugzeuge und Automobile dienten ihm als Vorbild. Aus meiner Sicht lässt sich der Begriff Zukunftswohnmaschine ebenfalls mit modernsten Technologien in Verbindung bringen. Das negative Bild schwerfälliger, misanthropischer Apparaturen verblasst jedoch vor dem lebendigen und interaktiven Verhalten moderner Maschinen und automatisierter Anlagen.

Das heisst, Sie assoziieren Wohnzukunft mit innovativer Technologie?

Ja. Es liegt nahe, den Begriff Zukunftswohnmaschine mit intelligenten Habitaten, die effizient und individuell auf die Bedürfnisse ihrer Bewohner eingehen, in Verbindung zu bringen. Das Wohngebäude als passiver Zuschauer wird in Zukunft die Rolle eines Akteurs einnehmen und mit den Nutzern und seiner Umwelt im direkten Dialog stehen. Die Technologie für dieses Szenario ist längst verfügbar und kommt im Bereich der Klimatechnik vielfach zur Anwendung. Dass sich dieser Dialog in Zukunft auch auf Themenfelder ausweiten wird, die unser psychologisches und soziales Wohlbefinden betreffen, ist gewiss. Die Frage ist vielmehr: Wie reagiert der Bewohner darauf?

Warum wählten Sie für Ihre Arbeit zum Architektur-Internet-Preis «Was kommt nach dem Blob?» ausgerechnet das Sobeksche Wohnhaus R 128?

Der Wettbewerbsbeitrag «R128 – Eine Wohnmaschine» entstand im Jahr 2005. Die

studentische Arbeit beschäftigt sich mit der Diskrepanz zwischen einer Gesellschaft, die einem schnellen Wandel und einer hohen Dynamik ausgesetzt ist und ihrer statischen Architektur, die gleichsam einer Konstanten in einem Gefüge permanenter Umgestaltung und Bewegung unveränderlich bleibt.

Der avantgardistische Entwurf des R 128 zeigt uns bereits eine wandelbare Architektur auf. Das Gebäude ist auf Grund der modularen Bauweise auf einfachste Art auf-, um- und abbaubar. Alle technischen Anschlüsse im Gebäudeinneren sind flexibel gestaltet und bieten nahezu jeder Innenraumkonfiguration die nötige Versorgung. Sensoren und Regelsysteme reagieren auf die Bedürfnisse der Nutzer und suggerieren eine gebäudeinhärente Lebendigkeit.

In der Arbeit reizte mich der Gedanke, diese Lebendigkeit zu verstärken und jenseits technischer Zwänge neue Szenarien aufzuzeigen. Inwiefern die dargestellten Gebäudekonfigurationen, die den individuellen Bedürfnissen und Vorlieben der fiktiven Bewohner gerecht werden, als ironisch humoristische Visionen oder künftige Realität zu verstehen sind, bleibt dabei bewusst offen.

Wie sehen ephemere Wohnwelten in Zukunft aus?

Schon der zuvor erwähnte Widerspruch einer sich schnell wandelnden und dynamischen Gesellschaft und unserer gebauten, statischen Umwelt legt die Behauptung nahe, dass ein Bauen für die Ewigkeit nicht im Sinne der späteren Nutzer sein kann. Beispielsweise sind umwelt-, energie- und sicherheitsrelevante Probleme und Anforderungen einem ständigen Wandel unterzogen. Die jeweilige Lösung muss unter

Verwendung zeitgemässer Technologien erfolgen und wird sich sinngemäss auf die Verwendung leichter, vollständig rezyklierbarer Materialien konzentrieren.

Sehen Sie ausserhalb des Nachhaltigkeitsgedankens noch andere Einflüsse?

Es werden andererseits soziokulturelle Veränderungen zu immer neuen Wohnkulturen führen. Ein Beispiel aus der Automobilbranche zeigt, in welche Richtung sich diese Entwicklung bewegen könnte. Automobildienstleister reagieren mit neuen »Carsharing-Angeboten« auf eine zunehmend flexible Nutzerschaft, die Mobilität auf Zeit in Anspruch nimmt.

Also wird es bald »Flat Sharing« geben?

Es werden sich auf jeden Fall ähnliche »Sharing-Konzepte« in der Wohnkultur der Zukunft widerspiegeln. Veränderte Arbeitsbedingungen und Familienkonstellationen fordern ein zunehmend flexibles Modell moderner Habitate. Eine perfekt abgestimmte, logistische Organisation im Zeitalter der digitalen Vernetzung und der damit einhergehende Datenzugriff auf immaterielle, persönliche Besitztümer begünstigen diese Entwicklung.

Welchen Ansprüchen muss der Wohnungsbau von morgen und übermorgen gerecht werden?

Neben der genannten, nötigen Flexibilität und Rezyklierbarkeit der Bauten steht natürlich das Nutzerwohlbefinden im Vordergrund aller Überlegungen. Hierzu gehört neben der konsequenten Betrachtung objektiver Behaglichkeitsparameter wie Temperatur und Luftfeuchtigkeit vor allem die Untersuchung subjektiver Behaglichkeitsparameter. Ein Beispiel hierfür ist das Tageslicht in Wohnräumen, das im Sinne einer energiesparenden Bauweise durch kompakte Volumina mit geringen

Glasflächenanteilen nur suboptimal ausgenutzt werden kann.

Wie sieht es aktuell aus?

Eine Vielzahl aktueller Wohnbauten wird zusehends introvertierter und geschlossener geplant und zeigt mit Minimalöffnungen ein Fassadenbild, welches an mittelalterliche Steinbauten erinnern lässt. Der Wohnungsbau muss in Zukunft stärker auf die natürlichen Bedürfnisse der Bewohner eingehen. Vor dem Hintergrund, dass Menschen in Mitteleuropa rund neunzig Prozent ihres Lebens in geschlossenen Räumen verbringen, gehört eine transparente, offene Architektur, die im Kontext zu ihrer Umwelt steht, zu den Grundpfeilern moderner Habitate.

Und was wird in dieser Richtung im Augenblick getan?

Am Institut für Leichtbau Entwerfen und Konstruieren gehen wir unter anderem der Frage nach, wie diese Transparenz trotz hoher Ansprüche an die Energieeffizienz heutiger Gebäude erreicht werden kann und welche Technologien und Materialien zum Einsatz kommen werden. In diesem Zusammenhang beforschen wir adaptive Strukturen, die auf sich ändernde äussere wie innere Gegebenheiten differenziert reagieren können. Ein wesentlicher Schwerpunkt liegt hierbei auf der Konzeption und Entwicklung adaptiver, textiler Gebäudehüllen.

Welchen Schwierigkeiten stehen Architekten mit visionären Ideen gegenüber und was zeichnet einen guten Architekten aus?

Fern aller ökonomischen und gesetzlichen Zwänge liegt die grösste Schwierigkeit darin, eine visionäre Idee überhaupt als solche zu erkennen. In einer Welt, in der Designartikeln und ikonographische Gebäude dominanter in Erscheinung treten denn je, sind Architekten

zunehmend gefordert, sich auf das Wesentliche ihres Schaffens zu konzentrieren. Dies beinhaltet die Bedürfnisse der Nutzer zu verstehen und architektonische Antworten zu formulieren, die unter sinnvoller Verwendung neuester Technologie ökologisch und ökonomisch umgesetzt werden können.

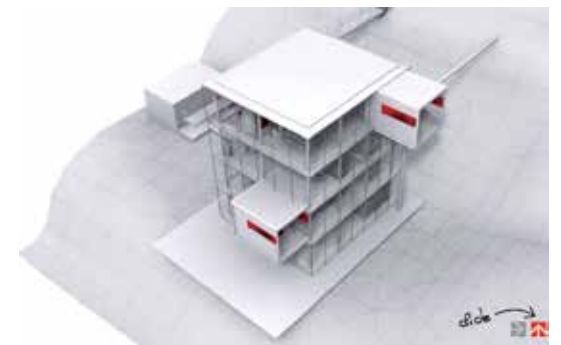
Wie möchten Sie zukünftig gerne wohnen, was ist Ihnen dabei wichtig und warum?

Meine persönliche Wohnvorstellung unterliegt einer sehr dynamischen Entwicklung. Gedankliche Wohnwelten reichen von Turmhäusern über parasitäre Wohneinheiten bis hin zu loftartigen Industriebauten. Daraus Schlüsse einer künftigen Wohnsituation abzuleiten, scheint mir unmöglich zu sein. Ich könnte behaupten eher hoch als weit und lieber transparent als introvertiert zu wohnen. Diese Parameter lassen sich jedoch keiner eindeutigen Form oder Konstruktion zuordnen.

Vielmehr spiegelt diese weit gefasste Vorstellung einer zukünftigen Wohnsituation meine Vorliebe für wandelbare Architektur wieder. In jedem Falle glaube ich, dass Habitate sehr individuell im Kontext ihrer Umgebung und hinsichtlich der Lebensart und Lebenslage ihrer Bewohner entworfen und konstruiert werden müssen.



2



4



3

Infobox



Matthias Rippmann, geb. 1981 in Villingen und studierte Architektur in Stuttgart. Er schloss 2007 mit dem Diplomtitel »Customized Living«, betreut von Prof. Dr.-Ing. Werner Sobek und Prof. Dipl.-Ing. Tobias Wallisser, ab. Für seine Arbeiten erhielt er u.a. 2006 den Baunetz, Autodesk & HP Internet Architektur Preis, 2007 den Pininfarina Design Award und 2009 den ARCH+ Preis »Simple Systems - Complex Capacities«. Seit 2008 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am ILEK bei Prof. Dr.-Ing. Sobek im Bereich Forschung und Lehre des Gebietes Bauteile unter Verwendung digitaler Fertigungstechniken in der Architektur. Ausserdem gründete er 2009 das Unternehmen ROK-Architecture.

Quellen

<http://www.kabasound.de>

- Bilder:
- 1 Customized Living – Variabilität der Raumnutzung im Projekt für hybrides Arbeiten und Wohnen nach individuellen Bedürfnissen (Matthias Rippmann)
 - 2 Modellfoto Customized Living (Matthias Rippmann)
 - 3 <http://www.kabasound.de>
 - 4 <http://www.kabasound.de>



1



2



3



4



5



6



7



8



9



10



11



12



13



14



15



16



17



18



19



20

1 HABITRAIL OVO U-TURN - Oh! Oh! Wrong Way! # 2 HABITRAIL BLUE MAZE - Easy Access, No Mess # 3 HABITRAIL OVO TUBE - Stretch It Out! # 4 HABITRAIL OVO CUBE - Up, Down, Left or Right? # 5 HABITRAIL OVO ELBOW - Funny Bone # 6 HABITRAIL OVO WATER BOTTLE - Easy Access To Water # 7 HABITRAIL OVO TEE - This Way Or That Way? # 8 HABITRAIL OVO CURVE - Snaky Way! # 9 HABITRAIL OVO WINDOW - Window View # 10 HABITRAIL OVO TRAINER - Outdoor Exercise! # 11 HABITRAIL OVO DEN - A Cozy Hangout! # 12 HABITRAIL OVO Wheel - Indoor Exercise! # 13 HABITRAIL OVO MINI MAZE - An Interactive Toy # 14 HABITRAIL OVO BALL - Rolling Around # 15 HABI-TRAIL OVO LOFT - Fits The Various Habitats and Add On Items # 16 HABITRAIL OVO TRANSPORT UNIT - On The Go! # 17 HABITRAIL OVO LOCK CONNECTOR - Design Locked In # 18 HABITRAIL OVO PAD - A Gateway Product # 19 HABITRAIL OVO SUITE - A Room With A View # 20 HABITRAIL OVO STUDIO - Multiple Environment



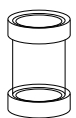
1



3



2



Die Sky Farm – Ein vertikaler Acker

Gerda Gaudenz

Nie zuvor haben so viele Menschen in Städten gelebt wie heute. Trotz der vielen Angebote, die eine Grossstadt bieten kann, wünschen sich viele Menschen einen Bezug zur Natur. Dies verlangt nach einer neuen Perspektive in der Stadtplanung, die mehr grüne Flächen integriert. Gutes Potenzial dafür liefern visionäre Projekte wie das «Sky Farming» in New York.

Neue Herausforderungen

«Die Zukunft ist urban, Stadtplanung und Wohnungsbau stehen im 21. Jahrhundert vor neuen Herausforderungen», weiss Zukunftsforscher Horst Opaschowski. Nach seiner Einschätzung zeichnen sich eine Reihe von Faktoren ab, die das Leben in der Stadt grundlegend verändern werden. «Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit lebt mehr als die Hälfte der Bevölkerung in den Städten.» Sein Ausblick ins Jahr 2030: Wir werden dann eine urbane Weltbevölkerung von etwa sechzig Prozent haben, was einer Verdoppelung seit den Fünfziger Jahren entspricht. Die Menschen zieht es dorthin, wo es Arbeit gibt. Vor allem Menschen, die das ewige Pendeln leid sind, kehren wieder in die Stadt zurück. Wer es sich leisten kann, wohnt zentral und spart dadurch Zeit. Obwohl das Wohnen in der City erfahrungsgemäss teurer ist, wollen laut Opaschowski auch immer mehr Singles und Senioren in einer zentral gelegenen Wohnung leben. Werden all diese Menschen ihrem Bedürfnis nach zentralem Leben nachgehen, kann dies eine starke Binnenwanderung zur Folge haben und die Ungleichgewichte zwischen den Regionen verstärken. Diese urbane Verdichtung führt zum Bedürfnis nach mehr Grünfläche in den Städten.

Grüne Radikalkuren

In den Städten vollzieht sich also allmählich ein Umdenken. In New York verordnet Bürgermeister Michael Bloomberg der Stadt eine grüne Radikalkur. Sein Ziel ist es, den Big Apple in die umweltverträglichste Metropole des 21. Jahrhunderts zu verwandeln. Über den Dächern liegt seiner Meinung nach ein gigantisches Potential zur Stadtbegrünung und so werden New Yorker Neubauten immer häufiger mit Dachgärten versehen. Die Möglichkeit, Stadt und Land in eine neue Balance zu bringen, ist noch lange nicht

ausgeschöpft. In den Visionen der Stadtplaner sind insbesondere vertikale Gärten entlang von Hauswänden möglich, die zusätzliche Grünflächen und damit auch lokale Nahrungsmittelproduktionen in die Städte zurückzuholen.

Dickson Despommier, Professor an der Columbia University in New York, beschäftigt sich seit rund zehn Jahren mit dem sogenannten «Sky Farming», dessen Umsetzungsmöglichkeiten er vor allem auf den Dächern und Fassaden der Hochhäuser sieht. Leer stehende Bürohochhäuser im Stadtteil Manhattan will er in gigantische Gewächshäuser verwandeln, an denen das ganze Jahr über Obst und Gemüse angebaut werden könnte. Seinen Berechnungen zufolge würden 150 Häuser mit 30 Stockwerken für die vertikalen Äcker reichen, die ganz New York mit Nahrungsmitteln versorgen könnten. Derzeit leben 6,7 Milliarden Menschen auf der Erde, die Hälfte davon in Städten. Vor allem die Metropolen der Schwellenländer wachsen in rasantem Tempo und verschlingen wertvolle Ackerflächen. Nach Berechnungen der Vereinten Nationen werden im Jahr 2030 rund 4,8 Milliarden Menschen in urbanen Regionen leben. Steigt das Bevölkerungswachstum weiter so an, wird bis zum Jahr 2050 über eine Milliarde Hektar zusätzliches Ackerland benötigt, um die steigende Zahl von Menschen zu ernähren.

Die riesigen Glasfronten der Hochhäuser, die vorhandenen Klima- und Sprinkieranlagen sowie Wasser- und Abwasserleitungen könnten für die neuartige Nutzung ohne grössere Umbauten einbezogen werden, argumentiert Despommier. Eine Wiederverwertung von Abfallprodukten wird miteinbezogen: Anfallende Pflanzenreste werden gehäckselt, anschliessend über die Müllschluckerleitung in die Keller-

räume befördert, dort getrocknet und gepresst, um schliesslich als Biopellets zur Beheizung von Gewächshochhäusern benutzt werden zu können. Viermal pro Jahr könnte laut Dickson Despommier in den gigantischen Gewächshochhäusern geerntet werden.

Die zukünftige Kundschaft der Sky Farms kann vom exklusiven Feinschmeckerlokal bis zu Supermarktketten reichen. Vor allem Letztere würden sich die Kosten für den Lebensmitteltransport in die Stadt sparen. Nach Dickson Despommiers Rechnung würden mit dem Anbau in einem dreissigstöckigen Hochhaus 35'000 Menschen versorgt werden. Die Investitionen für den Umbau beziffert er auf höchstens 84 Millionen Dollar.

Die Zukunft liegt im Sky Farming

Das Zukunftsszenario des Sky Farmings könnte also folgendermassen aussehen:

Die Pflanzen wachsen an den Fassaden der Gebäude empor und versorgen ihre Bewohner direkt mit Früchten und Gemüse. Kleinere Einkäufe werden per Robotertechnik in einer Art «Transportbomben» durch ein Kanalsystem zu den Empfängern wie Ladenketten oder Restaurants geschickt. Das Modell Sky Farming würde somit nicht nur zu einer Begrünung der Städte führen, sondern wäre auch ein interessanter Lösungsansatz im Bezug auf Nachhaltigkeit und Ressourcenknappheit.

Quellen

Die Süddeutsche Zeitung Ausgabe 07/2007 «Die Zukunft ist urban»
Wohnnet Newsfeed Ausgabe 06/2007 «Schrebergärten zu Kleingärten»
<http://www.stiftung-interkultur.de>
<http://www.goethe.de>
<http://www.manager-magazin.de>
<http://leverkusen.chempark.de>
<http://www.baykomm.bayer.de>
<http://www.zukunftsinstitut.de>

Bilder:
1-3 <http://greglunger.com>



Renaissance der Hochhäuser

Maja Nicolin

Hochhäuser waren in der Schweiz lange Zeit nicht en Vogue. Die restriktive Gesetzgebung, die dem Bau von Hochhäusern seit den siebziger Jahren im Weg stand, hat die vertikale Entwicklung von Schweizer Städten verhindert. Erst durch die Lockerung dieser Gesetze und nicht zuletzt auch durch die Enttabuisierung der Thematik ist es einer neuen Generation von Planern und Architekten möglich, neue Ideen und Visionen umzusetzen.



2



3



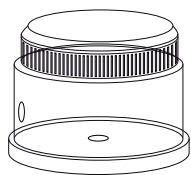
4

1 Der Kleeblatt-Turm in Zürich West, Architekt Theo Hotz, 92 Meter Höhe, 24 Stockwerke mit 148 Mietwohnungen. Die Stadt entschied nach zwanzig jähriger Planung, dass der Kleeblatt-turm nicht realisiert wird. Grund dafür war die wettbewerbslose Vergabe des Projekts an Theo Hotz. Diese liess andere Architekten Beschwerde einreichen, welche vom Verwaltungsgericht gutgeheissen wurde.

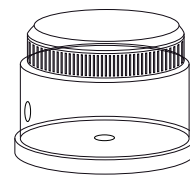
2 Messeturm in Basel, Architektengemeinschaft Morger & Degelo AG und Daniele Marques AG, 105 Meter Höhe, 31 Stockwerke, Baukosten 167 Mio. Franken, erbaut zwischen Juli 2001 und Oktober 2003. Der Messeturm ist bis heute das höchste bewohnbare Gebäude der Schweiz, welches allerdings nur für Konferenzen und Veranstaltungen genutzt wird.

3 Prime Tower in Zürich West, Architekturbüro Gigon/Guyer, 126 Meter Höhe, 36 Stockwerke, Baukosten 220'000'000 Franken, Bauvollendung frühestens April 2011. Der Prime Tower wird als höchstes Gebäude der Schweiz einen markanten städtebaulichen Akzent setzen.

4 Escher Terrassen in Zürich West, e2a Eckert Eckert Architekten AG, 57 Meter Höhe, Wohnhochhaus mit 63 Mietwohnungen, Baukosten 40 Mio. Franken, Baubewilligung seit 21. Juli 2009. Der Bau ist gefährdet, da sich Bauherrin Allreal und die Stadt Zürich um die Grösse der Mietfläche streiten.



Alleine gemein-
Isabel Jakob



Alleine gemein-
Isabel Jakob

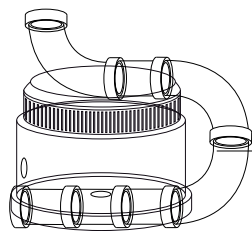
Quellen

<http://www.nzz.ch>
<http://www.swissinfo.ch>
<http://www.medienheft.ch>
<http://www.bauforschungonline.ch>

Bilder:
 1 <http://www.hochparterre-schweiz.ch>
 2 <http://www.wikipedia.org>
 3 <http://www.primetower.ch>
 4 <http://www.allreal.ch>



1



Alle Alle gemeinsam

Isabel Jakob

Das ganze Leben im selben Haus zu wohnen, um am Ende ins Altersheim zu wechseln, dies gilt schon lange nicht mehr für alle. Die Zukunft gehört den Alten und diese haben längst kreative Ideen, ihren Ruhestand zu geniessen. Wohn- und Hausgemeinschaften bieten gute Möglichkeiten, möglichst lange Verantwortung zu übernehmen und nicht zu vereinsamen. Ein Besuch bei dreien, die es gewagt haben.

Elisabeth Merkt, 62, Hochbauzeichnerin und Mitbegründerin von SOLINSIEME, St. Gallen

SOLINSIEME: Alleine gemeinsam – Es gäbe wohl keinen passenderen Titel für die Wohngemeinschaft, die mitten in einem freundlichen Quartier liegt. Vor der ehemaligen Textilfabrik befindet sich ein Mobility-Standplatz, auf dem Dach fangen die Solarplatten Sonnenstrahlen ein und in Räumen, wo das Tageslicht keinen Platz findet, wird mit Spiegeln, so genannten «Lumitubes», nachgeholfen. Dieses naturfreundliche Denken, die interessante Architektur (jede Wohnung ist anders) und die innovative Idee, in der dritten Lebensphase eine WG zu gründen, verhalf der Genossenschaft SOLINSIEME 2007 zum «Age Award» der Age Stiftung.

Um Preise geht es Elisabeth Merkt aber bestimmt nicht. Sie beschloss 1999 mit vier Freundinnen, dass sie nicht in die gleiche Situation geraten möchten, die ihren Eltern widerfahren ist: Da verlor jeder einen Partner und war dann plötzlich alleine im grossen Haus – und einsam bis zum Schluss. Deshalb schien die Idee vom gemeinsamen Wohnen eine attraktive Lösung, für die ebenfalls alleine stehenden Frauen; obwohl damals einige Aussenstehende meinten, für eine «Alters-WG» sei man mit 52 Jahren doch noch viel zu jung. Nichtsdestotrotz wurde nach einem geeigneten Unterschlupf gesucht, und als sie die Fabrik entdeckten wussten sie sofort: «Die nämemr.»

So einfach war es dann natürlich nicht, doch mit der Unterstützung von den richtigen Architekten und den finanziellen Mitteln konnte das SOLINSIEME 2002 bezogen werden. Von den 14 Frauen und 7 Männern im Haus sind viele noch berufstätig, die Älteste ist gerade mal 70 Jahre alt. Man respektiert sich

gegenseitig und engagiert sich für das Haus mit allem, was dazu gehört. Hausregeln brauchen sie nicht. Mit ihrer offenen, herzlichen Art erklärt Merkt erstaunlicherweise: «Ich bin eigentlich nicht ausserordentlich kontaktfreudig. Und wenn man älter wird, ist es auch immer schwieriger, spontan auf die Leute zu zugehen.» Liebevoll und stilsicher hat sie seither ihre Kleinloft eingerichtet. «Bei einem solchen Umzug nimmt man halt auch bloss sein Liebstes mit », fügt sie hinzu.

Beim Einblick in andere Wohnungen, die dank Glasfassade mit viel Licht durchflutet werden, wird schnell klar: Hier hat man ein Faible für schönes, modernes Einrichten. Auch im Eingang und im Gemeinschaftsraum mit Bar, wo bei Vollmond Suppe für die ganze Nachbarschaft gekocht wird, wurden die Wände mit Kunstbildern geschmückt. Nicht nur die Suppe wird geteilt, sondern auch Waschküche, Dachterrasse und Veranda, wo vor allem im Sommer reges Treiben herrscht.

«Ich bin eigentlich nicht ausserordentlich kontaktfreudig.»

«Klar haben wir hier im Haus ähnliche Interessen, aber wir sind trotzdem sehr verschieden. Die Jüngeren denken, im Alter sind alle gleich, doch haben die Leute so unterschiedliche Bedürfnisse.» Da sie noch als Hochbauzeichnerin arbeitet, sei sie zum Beispiel froh, nach getaner Arbeit Zeit für sich alleine zu haben. Des Weiteren erklärt sie lachend, dass es absolut von Vorteil sei, wenn man zum Beispiel schlecht geschlafen habe und einem am nächsten Tag alles weh tue. Da könne man nämlich beim Nachbarn darüber klagen und dieser wisse dann genau, wovon man spreche.

Merkt betont, dass es in Zukunft wichtig wäre, sich Gedanken zu machen, wie man in der dritten Lebensphase wohnen möchte. Bloss etwas Mut gehöre dazu, eine neue Wohnlösung zu finden, welche einem entspreche, SOLINSIEME passe bestimmt nicht zu allen Leuten!

«Viele kommen auch gar nicht so weit und haben Angst, sie müssen sich dann irgendwo zu stark einbringen. Dabei haben wir bei uns auch Leute, die relativ wenig an der Gemeinschaft teilhaben, wenn wir etwas organisieren. Aber das stört nicht. Manchmal mag man viel machen, manchmal eben nicht. Und wenn es einem nicht passt, kann man wieder gehen – man ist ja nicht verheiratet mit dem Haus!»

Noch einen letzten Tipp für Nachahmer, die es trotzdem versuchen möchten?
«Nicht zu hohe Erwartungen haben. Stellt man sich was wahnsinnig Grossartiges vor, dann will es bestimmt nicht klappen.» Da hat sie wohl nicht bloss bezüglich neuer Wohnformen ausgesprochen Recht.

Bettina Steinlin, 66, Anwältin und Mitbegründerin der Wohngemeinschaft Stürlerhaus in Bern

Das Eisentor quietscht, wenn man in das Reich der StürlerhausbewohnerInnen tritt. Das Plätschern der Aare direkt daneben erhält im Innenhof des Stürlerhauses Konkurrenz von einem Brunnen. Das aus dem 17. Jahrhundert stammende Haus diente jahrelang als Spital und steht unter Denkmalschutz. Von vorne sieht das Haus dementsprechend unverändert aus, im hinteren Teil wurde jedoch ein Beton-Anbau hinzugefügt, welcher einen Lift und Nasszellen

der einzelnen Wohnungen beinhaltet. Auch im Inneren des Gebäudes vermischen sich die ursprünglichen Steinmauern mit moderner Frische. Die Kombination aus Neu und Alt scheint perfekt gelöst.

Seit sieben Jahren lebt Bettina Steinlin jetzt hier. Als ihr Mann 1995 starb und die Kinder ein Jahr später wegen des Studiums das elterliche Haus verliessen, war es ihr alleine im grossen Haus nicht mehr wohl. Sie traf sich mit einer Gruppe von Gleichgesinnten; Leute, die nach dem Auszug der Kinder nach einer neuen Wohnform suchten. Man bildete einen Verein und begann, Liegenschaften abzuklappern, doch diese gingen oft unter der Hand weg oder waren zu teuer. «Irgendwann sagten wir uns, es ist wohl unmöglich, etwas Passendes zu finden. Und im Grunde genommen wohnen wir ja alle schön.»

Doch wie das Leben so spielt, etwas Glück gehört dazu: Die Gruppe erfuhr, dass das Stürlerhaus zum Verkauf stehe. Dank der Beziehungen eines Arztes in der Gruppe, der damals im oberhalb des Hauses stationierten Spitalhauptgebäude arbeitet, und weil der Verkäuferin, einer sozialen Institution, das Wohnprojekt gefiel, konnten zehn Kurzentschlossene die Liegenschaft erwerben.

Bis zum Einzug der BewohnerInnen war aber noch viel zu entscheiden. Das Haus musste umgebaut, die Wohnungen verteilt und das Zusammenleben diskutiert werden. Zwei Jahre lang gab es jeden Freitagabend eine Sitzung. «Man braucht unglaublich viel Energie für so etwas. Gott sei Dank haben wir das im Vornherein noch nicht so genau gewusst!»

Vor sieben Jahren war es dann endlich so weit: Drei Ehepaare und vier Einzelpersonen konnten in das Gebäude einziehen, jeder und jede in seine eigenen vier Wände.

«Ein solches Projekt braucht Zugpferde.»

«Wir waren nicht eng befreundet. Dies ist aber von Vorteil, denn wir alle haben unseren eigenen Freundeskreis, wodurch nicht sämtliche Erwartungen auf das Zusammenleben im Stürlerhaus fokussiert sind.» Inzwischen ist Steinlin wie die meisten Leute im Haus pensioniert. Was nicht heissen soll, dass die Gruppe die ganze Zeit zusammen ist. Mehrheitlich sei sie in ihrer eigenen Wohnung. Alle 14 Tage treffen die BewohnerInnen sich für ein Essen mit anschliessen der Sitzung. Am Sonntagmorgen wird jeweils gebruncht, während der Sommermonate trifft man sich oft im Garten. Geburtstage und sonstige Feierlichkeiten werden oft gemeinsam gestaltet. «Wir haben z.B. schon zweimal alle unsere Kinder mit PartnerInnen eingeladen. Beim ersten Mal haben wir für sie ein fünfgängiges Menü gekocht!»

Inzwischen gab es erst zwei Bewohnerwechsel. Auf die Inserate der «Stürlers» gab es zwar viele Anfragen, anhaltendes Interesse war aber äusserst selten. Die Meisten hatten wohl plötzlich Angst vor der Veränderung. Dann hiess es z.B.: «Was wird den jetzt mit meinen Möbeln, ich habe doch noch einen grossen Schrank von Tante Hildi! Den muss ich doch irgendwohin stellen.» Doch wenn die »Stürlers« argumentierten, das Haus soll kein Möbellager werden, und sie hätten sich auch von vielem trennen müssen, zogen sich die Interessierten wieder zurück. «Vielleicht war das mit den Möbeln auch bloss ein äusserer Vorwand und die Bedenken waren woanders.»

In diesem Winter wollten zwei BewohnerInnen an der Volkshochschule in Bern einen Kurs anbieten, wie man eine Alters-Wohn-

gemeinschaft gründen kann. Er musste mangels Anmeldungen abgesagt werden. Steinlin meint: «Für ein solches Projekt braucht es Zugpferde. Viele Leute finden die Idee zwar toll, aber warten, bis ihnen alles auf dem Tablett serviert wird. Man sollte nicht zu lange warten wenn man so etwas auf die Beine stellen will! Wünschenswert wäre auch eine vermehrte Unterstützung durch die öffentlichen Hand oder gemeinnützige Wohnbauträger, die z. B. eine Liegenschaft zur Verfügung stellen. Wir hatten uns ja damals bei der Stadt Bern gemeldet, und obwohl die Behörden sehr angetan waren haben sie uns keine einzige Liegenschaft gezeigt und alles an die Meistbietenden verkauft.»

Paul Tinner, 72, Schriftsetzer, Mitglied der Hausgemeinschaft 55+ in Zürich

«Vom Balkon aus hat man sogar Seesicht», schmunzelt Paul Tinner und meint den kleinen Abschnitt vom Katzensee, den man vom sechsten und damit obersten Stock der Hausgemeinschaft 55+ zu Gesicht bekommt. Die Aussicht auf den ländlichen Teil von Zürich Affoltern vermischt sich mit jener auf die restlichen Wohnblocks der Siedlung. Er sei froh, dass für die Fassaden roter Backstein verwendet wurde, denn obwohl sich die Wohnungen klotzförmig aneinanderreihen, wirkt die Überbauung modern und freundlich. Hier trifft Rutschbahn für die Kleinen auf Pétanqueplatz der Älteren.

In Block Drei und Fünf wohnen jedoch ausschliesslich über 55-Jährige. Sie seien keine WG, wo jeder einfach hinein «tschalpen» könne, sondern eine Hausgemeinschaft, in der ungefähr fünfzig Bewohner, ob mit oder ohne Partner, eine eigene Wohnung haben. Und wenn da die Tür zu ist, dann ist sie zu.

Ganz wie in einem normalen Wohnblock läuft es hier dann aber doch nicht ab. Bevor die Auserwählten 2007 einziehen konnten, galt es, diverse Versammlungen zu besuchen, um die persönlichen Wünsche und Bedürfnisse einzubringen. Vor allem aber verpflichtete das von der Zürcher Genossenschaft ABZ entwickelte Pilotprojekt alle Mitbewohner, sich zwei bis vier Stunden pro Woche für ein Amt bereit zu stellen. Die einen organisieren hin und wieder einen Brunch oder Raclette-Abend, andere gehen zwei Mal die Woche miteinander spazieren oder servieren den Kafi im «Träff». Auch einen Fitness- und Wellnessraum gilt es zu verwalten und im Hauseingang steht sogar eine kleine Bibliothek. Tinner selber stellte sich für die Wohnkommission zur Verfügung, er wurde von den Nachbarn gewählt. Nun ist er mit fünf anderen dafür zuständig, dass im Haus alles rund läuft – was keine leichte Aufgabe ist. Fünfzig verschiedene Menschen unter einem Dach immer gleichermassen zufrieden zu stellen, sei wohl nicht möglich. Aber all diese Aufgaben führen zum Ziel, dass man sich in der Hausgemeinschaft 55+ aufgehoben fühle und auch im hohen Alter noch Verantwortung übernehmen könne.

«Wir sind keine WG.»

«Ich habe mich bewusst von Anfang an für dieses Projekt entschieden. Meine Frau hingegen lebt lieber etwas zurückgezogener, und wollte anfänglich nicht hier einziehen.» Im Gegensatz zu Merkt und Steinlin, welche beide die Erfahrung gemacht haben, dass es eher die Männer sind, die man zu einer solchen Umstellung motivieren muss, war es hier Tinner, der seine Ehepartnerin überzeugen musste: «Meine Frau hat den Wohnwechsel jedoch nie bereut und inzwischen will sie nicht mehr weg!»

Mit seinen 72 Jahren gehört Tinner eher zu den Jüngeren in Hausgemeinschaft 55+. Ans Altersheim denkt er noch lange nicht. Lieber spielt er eine Runde Pétanque auf dem hellen Platz vor dem Haus, der dem «Place» im berühmten französischen Dorf «St-Paul de Vence» verblüffend ähnlich sieht. So lange wie möglich möchte er noch hier sein, und mit seiner Energie und Dynamik wird er die Pétanquekugeln in der Hausgemeinschaft 55+ noch viele Jahre über den Kiesplatz rollen. Statistiken, welche aufzeigen, wie ältere Generationen in Zukunft wohnen werden, gibt es nicht. Die Bedürfnisse sind so individuell, wie die Möglichkeiten, die Pension zu verbringen. Laut diversen Umfragen könnten es sich jedoch viele Befragte vorstellen (Tendenz steigend), in einer Alterswohngemeinschaft zu leben. Ob die Interessierten dann auch wirklich gewillt sind, den entscheidenden Schritt, über die vertraute Hausschwelle in eine neue Welt zu wagen, wird sich zeigen.



1



2

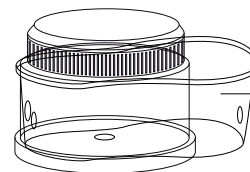


3

Quellen

www.abz-ruggaechern.ch
 www.age-stiftung.ch
 www.solinsieme.ch
 www.stuerlerhaus.ch

Bild:
 1 http://www.flickr.com



Intelligentes Wohnen

Maribel Alkob

Intelligentes Wohnen bezeichnet eine neue Form von Wohnlandschaft, welche gesellschaftliche Trends, technologische Fortschritte und menschliche Bedürfnisse vereinen will. Doch können diese unterschiedlichen Forderungen überhaupt alle erfüllt werden? Eine nähere Betrachtung von zwei visionären Beispielen aus der Praxis, eine Lösungsstrategie auf Bildungsebene und ein Interview mit einem Architekten sollen Aufschluss bringen.

Uneingeschränkte Mobilität ist in diesen Tagen so selbstverständlich geworden wie der stetige Fortschritt in Technik und digitaler Vernetzung. Je mehr und schneller wir aber durch die Welt reisen, desto dringlicher wird auch der Wunsch nach einem richtigen Zuhause. Die eigenen vier Wände geben uns nicht nur Geborgenheit, sie sollen genau wie der Beruf, den wir ausüben oder die Kleidung, die wir tragen, auch unsere Persönlichkeit widerspiegeln. Das stetige Wachstum persönlicher Nutzfläche kommt dem Bedürfnis nach schön gestaltetem Wohnen natürlich entgegen, lässt sich aber kaum vereinen mit wichtigen, aktuellen Fragestellungen:

Wie bauen wir nachhaltig und garantieren eine Langlebigkeit der Wohngebäude? Wodurch können wir einen sinnvollen Umgang mit Ressourcen gewähren und wie setzen wir ökologisches Bewusstsein in der Architektur bestmöglich um? Dies alles ergibt ein komplexes Konstrukt an Fragestellungen, die es in der Zukunft zu lösen gilt. Anhand von drei Beispielen, die sich als intelligentes Wohnen der Zukunft einen Namen gemacht haben, sollen solche Lösungsformen genauer untersucht werden.

Dirk Fabarius hatte nach langer vergeblicher Wohnungssuche in Berlin keine Lust mehr auf unpraktische und schlecht gestaltete Wohnräume. Mit Hilfe des Architekturbüros Graft gründete er deshalb kurzerhand die Projektgruppe «e-wohnen.» Das «e» steht für emotionales, energiebewusstes, erlebnisreiches und elektronisches Wohnen in der Zukunft. Auf der Website von e-wohnen kann man mit Hilfe virtueller Rundgänge die ersten verwirklichten Projekte erkunden. Dort schlängeln sich Wände organisch durch den Raum, eine mutige Farb- und Lichtkomposition wirkt futuristisch, aber auch gemütlich. Das

Projekt beschreibt sich selbst als eine Verwirklichung von intelligentem Wohnen, das Wert auf Multifunktionalität und Mobilität legt. Dies verspricht e-wohnen durch ästhetische Gestaltung (runde Wandelemente sorgen für eine lebendige Atmosphäre), flexible Raumaufteilung (verschiebbare Wände lassen eine variable Zimmeraufteilung zu) und eine angepasste Inneneinrichtung (das Interieur besteht vorwiegend aus Einbaumöbeln) zu erfüllen. Den Initiatoren ist es aber auch wichtig, sich für die Nachhaltigkeit von Gebäuden einzusetzen. Artgerechte Sanierung von Altbauten betrachten sie deshalb als einen ihrer Schwerpunkte.

Man sieht den bis ins Detail gestalteten Wohnungen an, dass ein interdisziplinäres Expertenteam mit Wille zur Perfektion bei der Sache war, um den neuen Bewohnern ein geschmackvolles Wohnerlebnis zu ermöglichen. Auch die Handhabung von Licht, Heizung und Fensterjalousien soll dem Kunden zu mehr Bequemlichkeit und weniger Arbeit verhelfen. Alle Funktionen befinden sich vereint, in einem durch Touchscreen steuerbaren Gerät, im Zentrum der Wohnung. Internet ist dank Cat7- und BUS-Leitungen in jedem Zimmer vorhanden. Auf die als noch ungeklärte Gefahr bezeichneten Wireless-Strahlen verzichtet e-wohnen ganz.

Auch im «Future Evolution House» setzt man auf neue Technologien. Die Verwendung von Wänden, die durch Wetterumbrüche die Farbe oder durch eine Berührung das Lichtspiel des Raumes verändern, eröffnet da geradezu eine neue Dimension. Trotzdem vertritt man klar die Ansicht, dass Technologie dem emotionalen Wohnerlebnis immer untergeordnet sein muss. Im Future Evolution House wird deshalb viel mehr nach einer Art Fusions-Architektur gesucht, die sowohl ökologischen als auch designorientierten Ansprüchen gerecht wird.

Die Idee dazu stammt von Zukunftsforscher Matthias Horx. Zusammen mit seiner Familie will er im Future Evolution House, das in der Nähe von Wien gebaut und voraussichtlich im Frühjahr 2010 fertiggestellt sein soll, das Leben im visionären Wohnmodell gleich selber erforschen. Interessante Fragestellungen umschreiben auch im Hinblick sozialer Veränderungen das Projekt. Wie optimieren wir zum Beispiel die Gestaltung der Küche im Hinblick auf die neue Rolle der Geschlechter? Oder wie gestaltet sich das Verhältnis zwischen den Generationen? Welche Lebensräume teilen wir mit unseren Kindern? Und wie reagiert Architektur auf die Alterung seiner Bewohner?

Das Haus besteht aus zwei getrennten, bungalowartigen Baukörpern mit einem gemeinsamen Energiesystem. Der eine Kubus trägt den Namen «Guests». Hier verfügen die Kinder über ihr eigenes Reich, später können darin Besuch oder Personal beherbergt werden. Der andere Kubus ist in drei Teile unterteilt. Das Modul «Hub» dient als sozialer Treffpunkt für die Familie, welcher Essen, Entspannung und Kommunikation integriert. Der «Think»-Teil verfügt als Arbeits- und Studierzimmer über ein eigenes High-Tech-Projektionskino. Das Modul «Love» begrenzt den Wohn- und Lebensraum des Paares, ausgestattet unter anderem mit einem grossen Bade-Salon. Ist dieser unorthodoxe Grundriss eine zukunftssträchtige Form der Wohngestaltung? In den Augen von Horx ist es zumindest ein guter Lösungsansatz für die Unvereinbarkeit von sozialer Einbettung und individualisiertem Leben. Vor allem die Energieeffizienz soll im Future Evolution House Grenzen sprengen. Mittels einer noch zu entwickelnden Brennstoffzelle, die mit solarem Wasserstoff betrieben wird, soll sich das Haus bis zu achtzig Prozent selbstständig versorgen. Dieser visionäre Plan steckt aber noch in den Kinderschuhen

und steht dadurch auch für die Idee von Evolution House: ein sich ständig weiterentwickelnder Prozess.

Der Studiengang Architektur und Technik an der Hochschule Luzern legt einen zentralen Schwerpunkt auf die Bereiche Nachhaltigkeit, Nutzungsoptimierung und klimagerechtes Bauen. So auch im eben erschienenen Buch: «Module für das Haus der Zukunft.» Neben der Entwicklung von nachhaltigen Gebäudetypen aus Holz stehen vor allem die Lebensgewohnheiten und Bedürfnisse zukünftiger Generationen im Mittelpunkt der Studie. Von den Studierenden wurde dafür aus den Begriffen Lebensqualität, Ressourcen und Wertschöpfung eine Systemgrafik konzipiert, welche die Abhängigkeit dieser drei Begriffe aufzeigen soll. Mit solchen «Werkzeug-paletten» kann die Arbeit vor, aber auch während eines Bauprozesses bereichert oder bestenfalls sogar erleichtert werden.

Die drei Beispiele zeigen, dass man unterschiedlichste Einflüsse berücksichtigen muss, seien es menschliche Bedürfnisse oder Forderungen, die unsere Umwelt uns stellt, um überhaupt eine solide Grundlage zu generieren, die zu befriedigendem Wohnen führen kann. Um diesen Ansprüchen bestmöglich gerecht werden zu können, sollte die Zukunft des Wohnens aus einem ausgewogenen Zusammenspiel von Forschung, Ökonomie und Gestaltung bestehen.

Dieser transdisziplinäre Ansatz wirft wiederum wichtige Fragen auf: Sind die Kompetenzen richtig verteilt? Sind sich die Verantwortlichen ihrer Herausforderung bewusst – und wenn nicht: Wo kann gezielt in Denk-, Ausbildungs-, und Arbeitsprozesse eingegriffen werden, um das Intelligente Wohnen in der Zukunft noch zu optimieren?

Intelligentes Wohnen umfasst viele Faktoren: Vom richtigen Grundriss über menschliche Bedürfnisse bis hin zur Nachhaltigkeit. Wo werden Bedürfnisse richtig wahrgenommen, wo noch ignoriert? Und welche Veränderungen machen aus Sicht des Bauens überhaupt Sinn? Dazu ein Interview mit Roderick Hönig, Architekt und Redaktor bei der Zeitschrift Hochparterre:

Welches sind aktuell die wichtigsten Veränderungen im Grundriss?

Die Zahlen belegen, dass der Mensch viel mehr Platz beansprucht als früher. Scheinbar ist es nicht mehr möglich, dass wir zu zweit in einem Zimmer von 10 m² wohnen. Eine andere grosse Veränderung zeigt sich in der Öffnung von Grundrissen. Besonders die Wohnküche ist heute bereits Standard. Dies ist sicher auch aus einer genderthematischen Veränderung unserer Gesellschaft heraus entstanden. Die Frau arbeitet nicht mehr abgeschottet in der Küche, sondern Kochen ist zu einer gemeinschaftlich ausgeübten Tätigkeit geworden. Die Idee des Wohnbadezimmer hat sich hingegen noch nicht durchgesetzt.

Mir fällt auf, dass im Häuser- und Innenausbau auch immer mehr organische Formen auftauchen...

Die Abkehr vom rechten Winkel ist ganz klar eine Gegenreaktion auf die Strenge der Moderne. Ob nun zackig wie bei Zaha Hadid oder blasenförmig wie bei Future Systems aus England, ist schlussendlich eine Frage des Stils. Diese Form des Bauens ist momentan sehr gefragt. Die meisten Menschen werden dennoch auch in Zukunft in rechtwinklig gebauten Häusern leben, da es das einfachste, effizienteste und kostengünstigste Bausystem ist.

Im Beispiel von E-Wohnen (siehe vorangegangener Text) sehen wir die perfekt gestylte und bezugsbereite Wohnung, aus psychologischer

Sicht eine mögliche Unterdrückung der eigenen Geschmacksentwicklung...

Stilsicherheit ist in erster Linie immer auch eine Frage der Selbstsicherheit. Wenn ich für meinen Anzug von Armani bereits Komplimente bekommen habe, liegt die Idee nahe, dass ich mir auch mein Wohnzimmer komplett mit Armanimöbeln einrichte. Es gibt viele Leute, die nie einen eigenen Stil entwickeln konnten, die es vielleicht auch gar nicht interessiert. Da ist ein vorgefertigtes Wohninterieur natürlich unaufwändig und dazu bekomme ich auch noch Komplimente von meinem Besuch.

Gerät dies nicht in Konflikt mit unserem Bedürfnis nach Ästhetik?

Für mich ist nachhaltiges Bauen und gute Gestaltung kein Widerspruch, sondern eine Herausforderung an die Architekten. Die Frage nach dem richtigen Nutzen eines Gebäudes sollte hier im Zentrum stehen. Ein Beispiel liefert das Haus der EAWAG in Dübendorf. Ein superökologisches Projekt, das mit erneuerbaren Energien betrieben wird. Der Verbrauch pro Quadratmeter ist vorbildlich, der Verbrauch pro Kopf aber nicht. Die Grösse der benutzbaren Fläche liesse viel mehr Menschen zu, als sich effektiv darin aufhalten.

Was bedeutet Multifunktionalität in einer Wohnung?

Multifunktional ist ein Gebäude oder Raum, den ich ohne grosse Einschränkung auf verschiedene Arten nutzen kann, das heisst, ich kann ein Zimmer als Homeoffice oder als Schlafzimmer brauchen. Ein gutes Beispiel liefert der aktuelle Schulhausbau. Heute baut man Schulhäuser, die auf einem flexiblen Grundrissraster aufgebaut sind und unterschiedliche Raumaufteilungen zulassen.

Ist dies ein Beispiel für langlebige Architektur?

Die Architekten verkaufen es zumindest unter diesem Stichwort, weil sie sagen

können: Im schlimmsten Fall machen wir einfach ein Büro daraus. Dies wäre in Schulhäusern, die um die Jahrhundertwende gebaut worden sind, undenkbar gewesen. Die Langlebigkeit eines Hauses verlängert sich also, wenn ein Haus sich den wandelnden Bedürfnissen einer Gesellschaft anpassen kann.

Und wo sehen Sie Bedürfnisse im Umgang mit wandelnden Technologien?

Ich glaube nicht, dass wir in zwanzig Jahren noch Lichtschalter haben werden. Sinnvollerweise werden sich aber zuerst die Technologien durchsetzen, die Heizung und Stromkosten sparen oder die irgendwann einfach billiger in der Herstellung sind.

Was halten Sie von Beispielen der modernen Wohnform für Familien, wie sie im Future Evolution House (siehe vorangegangener Text) erforscht werden?

Ich kenne diesen Versuch nicht, aber es ist sicher interessant, neue Strukturen des Zusammenlebens zu untersuchen. Ich denke jedoch nicht, dass sich Erneuerungen der Familienstruktur in der Schweiz durchsetzen können. Die aktuellen Zahlen sprechen für sich und die klassische Erfolgsgeschichte des Einfamilienhauses ist auch nicht mehr einzuholen. Ich weiss auch nicht, ob es sinnvoll ist, in einer gruppenorientierten Gesellschaft immer mehr Individualisten heranzuzüchten.

Was heisst Nachhaltigkeit beim Bauen?

Es heisst in erster Linie, dass ich auf eine sinnvolle Reduzierung achte. Je weniger ich baue, desto nachhaltiger bin ich, denn ich verbrauche weniger Ressourcen. Deshalb sollte ich mich ganz am Anfang eines Bauprojektes immer fragen: Wie viel Platz brauche ich wirklich?

Und wo steht die Schweiz in ihrem Bewusstsein und der Vermittlung von nachhaltigem Bauen im Vergleich zu anderen Ländern?

Ich möchte nicht generalisieren. Aber ich glaube, für viele Architekten ist Nachhaltigkeit noch kein Thema. Sie wollen in erster Linie gestalten. Vor allem in der Schweiz ist man diesbezüglich nicht besonders fortschrittlich. Es gibt in unseren Nachbarländern wie Deutschland oder Österreich schon lange bessere Projekte zum Thema Nachhaltigkeit. Und es ist eine Tatsache, dass sich viele unserer Bildungsanstalten noch zu wenig damit auseinandersetzen.

In Fachhochschulen, die viel praxisorientierter arbeiten, wird dieses Thema, gerade in neuen Studiengängen, vermutlich intensiver behandelt. Diese Chance sollten solche Institutionen unbedingt wahrnehmen, denn die grosse Frage nach der richtigen Handhabung unserer Energie wird kommen.

Infobox



Roderick Hönig, ditel Arch. ETH, wurde 1971 in Langenthal geboren. Er studierte Architektur in Zürich und Barcelona und Kulturmanagement in Bern. Danach arbeitete er unter anderem für die NZZ, die Zeitschrift Ideales Heim und das MOMA in New York. Heute ist Roderick Hönig Architekturredaktor bei Hochparterre und Leiter der Edition Hochparterre Scheidegger und Spiess. Er wohnt mit seiner Familie in einem Neo-Heimatstil-Haus im Zentrum von Zürich.

Quellen

Flade Antje (2006). Wohnen psychologisch betrachtet. Neuaufgabe. Bern Deix Jimmy. Prototypisches Wohnen. Silver Magazin. Ausgabe Februar 2009
Staub Richard. Energie und Automation. Schweizer Extra. Ausgabe 2005 AIT Magazin. Ausgabe Juli 2008
<http://www.cctp.ch>
<http://www.e-wohnen-der-zukunft.de>
<http://www.hausderzukunft.ch>
<http://www.zukunftshaus.at>

Bilder:
1 http://connynaumann.com/files/gimms/11_siegel2.jpg
2 <http://www.zukunftshaus.at/Home-Stories.aspx>
3 <http://www.sil.at/fileadmin/s/images/Silver/18/PANO1.jpg>



1



2



7



8



3



4



9



10



5



6

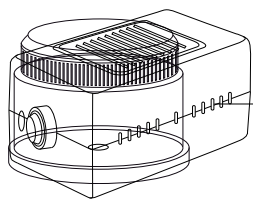


11



12

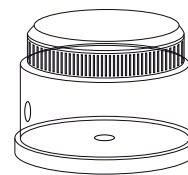
- 1 Flash Gordon, von Frederick Stephani, 1936: spielt in naher Zukunft
- 2 Fahrenheit 451, von François Truffaut, 1966: spielt in naher Zukunft
- 3 Barbarella, von Roger Vadim, 1968: spielt im Jahr 40'000 n. Chr.
- 4 A Space Odyssey, von Stanley Kubrick, 1968: spielt im Jahr 2001
- 5 Solaris, von Andrei Tarkovsky, 1972: spielt in naher Zukunft
- 6 Alien, von Ridley Scott, 1979: spielt in ferner Zukunft
- 7 Blade Runner, von Ridley Scott, 1982: spielt im Jahr 2019
- 8 Back to the Future, von Robert Zemeckis, 1989: spielt im Jahr 2015
- 9 The Fifth Element, von Luc Besson, 1997: spielt im Jahr 2259
- 10 Matrix, von Andy & Larry Wachowski, 1999: spielt in naher Zukunft
- 11 Minority Report, von Steven Spielberg, 2002: spielt im Jahr 2054
- 12 V for Vendetta, von James McTeigue, 2005: spielt in naher Zukunft



Wohnen im Science-Fiction-Film

Marilena Abt

Isabel Jakob



Alleine gemein-

Isabel Jakob

Offizielles Organ der swissfuture Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung,
Organe officiel de la Société suisse pour la recherche prospective

36. Jahrgang

Herausgeber

swissfuture
Schweizerische Vereinigung
für Zukunftsforschung,
Spitalgasse 24, Postfach 499,
CH-3000 Bern 7
e-Mail: future@swissfuture.ch
Telefon: ++41 (0)31 320 19 12
Fax: ++41 (0)31 320 19 10
Präsidium:
Co-Präsidenten: Cla Semadeni, Dr. Andreas M. Walker

Textredaktion

Marilena Abt, Paula Zscheischler

Schlussredaktion

Francis Müller, Basil Rogger

Autoren

Marilena Abt, Gerda Gaudenz, Catherine Heeb, Isabel Jakob,
Maja Nicolin, Basil Rogger, Patricia Schlienger, Paula Zscheischler

Layout

Patricia Schlienger

Umschlag

Angela Schmidt, Paula Zscheischler

Bildredaktion

Maja Nicolin

Heftmitte

Maja Nicolin

Grafik & Illustration

Angela Schmidt, Paula Zscheischler

Grafik Coaching

Balz Frei, Mihaly Varga, www.rand.ch

Erscheinungsweise

4x jährlich

Mitgliedschaft swissfuture

(inkl. Bulletin)

Einzelpersonen CHF 100.–

Studenten CHF 30.–

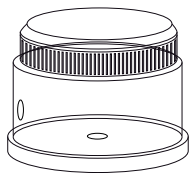
Firmen CHF 280.–

SAGW

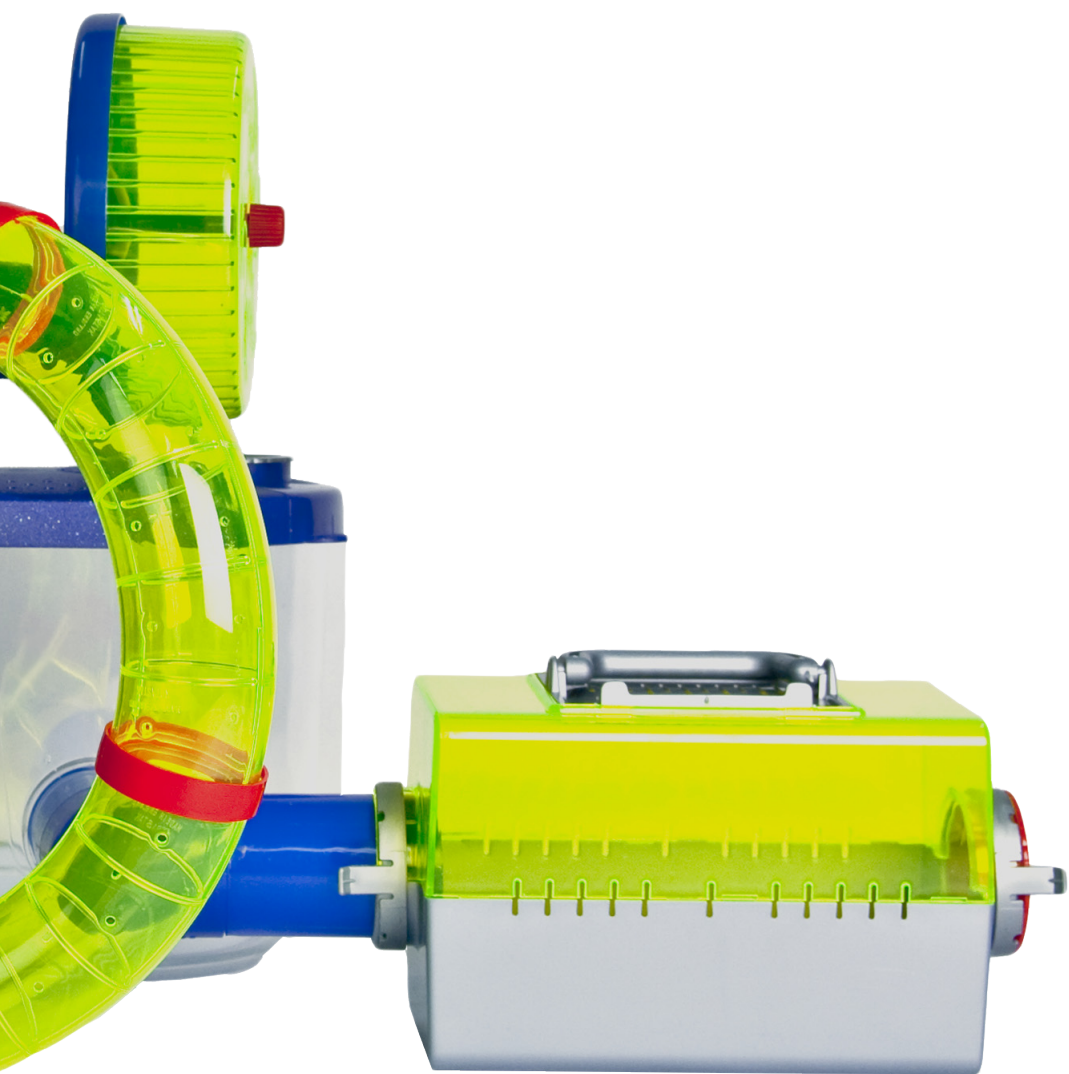
Unterstützt durch die Schweizerische Akademie der Geistes- und
Sozialwissenschaften (SAGW), Bern
www.sagw.ch/zukunftsforschung

Trotz intensiver Recherche ist es uns nicht gelungen, alle Bildrechte
abzuklären. Allfällige Ansprüche sind der Redaktion zu melden.

ISSN 1661-3082



Alleine gemein-
Isabel Jakob





Mitglied der Schweizerischen Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
www.sagw.ch

swissfuture

Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung
Société Suisse pour des études prospectives
Swiss Society for Futures Studies